

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Introsusio	275
Ein altes Glaubensbuch. Von Helene Simon	290
Neuer Rimbaud. Von Stefan Zweig	300
Sicheres Leben. Von Max Mell	305
Kastenzit. Von Laban	306

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 625 Direktion.
 .. 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
 .. 7914 ..
 .. 7915 Kuxenabteilung.
 .. 7916 ..

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Carlton Hotel Astoria Restaurants früherer Berlin Unter den Linden 32.



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138. 9.

Fernsprecher
 Amt Wilmersdorf No. 652.

Selzer
 Laurence & Co., Holl.



Natürl.
 Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause**, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

Missglückte Börsenspekulationen sind grösstenteils die

Information und Kontrolle. Rat und Auskunft gewissenhaft, unparteiisch, diskret durch Bank- u. Börsen-Correspondenz „Vorsicht“, Dresden-A. 18.

Berlin

HOTEL.

DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Festsäle Kaiserhof

Grosse Halle Kaiserhof (4½-6 Pire 6 clock. Konzert).



Berlin, den 23. Februar 1907.

Introitus.

Invocavit.

Der Lärm der fetten Wochen war verhallt, die Faselnacht im Bunschgewöll durchzecht; das jejunium quadagesimale hatte begonnen. Die Zeit der Reinigung von lüsterne[n] Fleisches Sünde. Die Zeit stiller Buße. Auf dem Protestantenkalendar fand das Auge den Namen des Formosus, des Balkanmissionars, dessen Schicksalswandlung noch zum Verweilen ladet. Als Bischof von Portus hat er, vor tausend Jahren, die Bulgaren dem Christenthum zu gewinnen versucht, ist, weil er gegen Karl den Kahlen die Partei des von Normannen und Slaven bedrängten Königs Ludwig ergriffen hatte, der Würde entkleidet und vom Bannstrahl getroffen, nach dem Tode Ludwigs des Deutschen wieder mit einem Biethum belehnt und sieben Jahre danach zum Papst gewählt worden. Trohdem er im Bann gewesen war. Nur ein Lustrum lang sah er auf Petri Stuhl; krönte in dieser kurzen Zeit aber zwei Kaiser: den von Rom aus einst als Hochverräther geächteten Guido von Spoleto und später, als zwischen Guidos Sohn Lambert und Berengar von Friaul der Streit um die Macht entbrannt war, Karlmanns Sohn Arnulf. Der Glückswechsel, den er erlebt hatte, wiederholte sich nach seinem Tode noch einmal. Stephan der Sechste bestritt ihm das Recht auf den Titel und die Ehren des Papstes, bannte ihn nochmals, ließ seinen Leichnam aus der Gruft reihen, aus der Brunkhülle schälen, durch die Straßen Roms schleifen und, nach einem schmähhchen Lotengericht, in den Tiber werfen. Stephan hat diese That unchristlicher Nachsucht nicht lange überlebt; und als er unter droffelnenden Gäuften geendet hatte, wurde der (von Frommen heimlich aus dem Fluß gerettete) Leib des Formosus auf

das Geheiß Theodors des Zweiten mit gebührendem Pomp in Peters Kirche beigelegt. Warum steht just dieses Mannes Name an der Vorthe der Fastenzeit? Soll die Erinnerung uns an die Wandelbarkeit alles Irdischen mahnen, vor Ueberhebung warnen, aus Fleischeshülle den Geist zu läuternder Buße rufen? Sein Tag fällt in den Monat der Februa, des römischen Sühnfestes; genau auf den dies februatus. Da schritten in der Stadt des Romulus die Priester in feierlichem Zug nach dem Palatin, opferten in der dem Faunus Luperkus geweihten Grotte vor seinem mit einem Ziegenfell behängten Bild starke Böcke, berührten mit dem blutigen Messer die Stirn zweier Jünglinge aus edlem Geschlecht, ließen die rothe Spur mit einem in Ziegenmilch getränkten Wollknäuel vom Antlitz der Lachenden wischen und setzten sich dann zum Schmaus. Nach dem Mahl entkleideten sie sich, hingen das Fell der geopfertten Böcke um die Lenden, gürteten sich mit den aus diesem Fell geschnittenen Riemen und liefen, des Gottes voll, so durch die Straßen der Urbs. Die Ehefrau, die ein Schlag solches Riemens auf die flache Hand traf, durfte auf Befruchtung hoffen. Die Iuperci, währte man, trugen Segen durch die Stadt. Nach der Winterlust verlobte der Geist sich wieder dem Dis pater, dem strengen Gott; süßte, was Uebermuth gesündigt hatte, und erbat für Mensch und Thier, für Felder und Heerden fruchtbaren Frühling. Noch als Julius Caesar wie ein Kolossus die enge Welt beschritten hatte, ließ er an dem geheiligten Brauch nicht rütteln und bat den Antonius (der an diesem Tag ihm vor dem jauchzenden Volk zweimal die Krone anbot), beim Luperkalienwettkampf Kalpurnien zu berühren, auf daß der Fluch der Unfruchtbarkeit von ihr weiche. Schon war die Sitte gewandelt und nicht allzu lange mehr herrschten die alten Götter: doch der Glaube an die Pflicht zur Reinigung, zu Büßergethet und neuem Gelöbniß blieb und wirkt heute noch in der Christengemeinde. In Trauer und Herzensangst ruft sie, wenn die Wintervergügnlichkeit endlich verrauscht ist, mit Davids frommen Worten himmelan: „Wie lange, Herr, willst Du mein so gar vergessen? Wie lange birgst Du Dein Antlitz vor mir? Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängsten in meinem Herzen täglich? Wie lange soll mein Feind sich über mich erheben? Schau herab, Herr, mein Gott, und erhöre mich! Erleuchte mein Auge, daß nicht Todeschlaf es umfange, der Feind sich nicht rühme, meiner mächtig geworden zu sein, noch die Widersacher sich freuen, daß ich darniederliege. Ich hoffe auf Deine Gnade; mein Herz jubelt in der Gewisheit, daß Du so gern hilfst. Ich will dem Herrn singen, der so wohl an mir thut.“ Und neben diesem Dreizehnten Psalm empfiehlt die Christenlehre für die Bußzeit den Anfang des sechsten Kapitels aus Pauli anderer Epistel an

die Korinther: „Wir ermahnen Euch ernstlich, daß Ihr nicht unbereitet die Gnade Gottes empfanget. Denn er spricht: ‚Ich habe Dich in der angenehmen Zeiterhöret und am Tage des Heils Dir geholfen.‘ Sehet: jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils gekommen. Lasset uns Keinem ein Aergerniß geben, sondern in allen Dingen uns als Gottes getreue Diener zeigen. Als geduldige Diener in Trübsal und Noth, in Aengsten und Schlägen, in Aufruhr und Gefängniß, in Wachen und Fasten; in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch die Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken.“ Keusch, dankbar, langmüthig, liebevoll zu sein, befehlet der Apostel; in aller Trauer doch fröhlich zu bleiben, in tiefster Armuth doch zu bedenken, wie Viele solcher Besitz noch reich machen kann. Der Glaube, daß nach Festwonnen dem Menschen Einkehr ins Innerste ziemt, hat die alten Götter überlebt.

Reminiszere.

Im neuen Deutschland wills nicht still werden. Troßdem die Fastenzeit im Kalender steht, der Wettlauf beendet ist und die Hellenodiken ihr Urtheil gesprochen haben. Fast einstimmig (die von Amtes wegen bestallten oder von Aemtern abhängenden) das günstigste Urtheil. Die uns Zührer sein sollen, „uns die's Zlei isstet zblunmê gesangt. So tündet die Dreffentliche Meinung. Muß man sich ihrem Spruch beugen? „Die Dreffentliche Meinung“, schrieb Hegel nach dem deutschen Befreiungskrieg, der den „Weltgeist zu Pferde“ aus dem Sattel gehoben hatte, „verdient, eben so geachtet wie verachtet zu werden. Dieses nach ihrem konkreten Bewußtsein und ihrer Aeußerung, Jenes nach ihrer wesentlichen Grundlage, die, mehr oder weniger getrübt, in jenes Konkrete nur scheint. Da sie in ihr nicht den Maßstab der Unterscheidung noch die Fähigkeit hat, die substantielle Seite zum bestimmten Wissen in sich herauszuheben, so ist die Unabhängigkeit von ihr die erste formelle Bedingung zu etwas Vernünftigem, in der Wirklichkeit wie in der Wissenschaft. Das Vernünftige, das Große kann sicher sein, daß sie es sich in der Folge gefallen lassen, es anerkennen und zu einem ihrer Vorurtheile machen wird.“ Dieser Dogmatiker warnt hier also vor blindem Glauben. Ist auch heute aber zu Mißtrauen Grund? Seit dem sechsten Februartag lesen wir (und lasens schon vorher), ein großer, dem Reich nüglicher Sieg sei erstritten worden, in froher Kraft rege sich, sorgenlos, schon wieder die Volksgemeinschaft und bald müsse sich Alles nun, Alles zum Guten wenden. Vielleicht bringt auch die Thronrede den Wiederhall solchen Glaubens; vielleicht. Vor zwanzig Jahren blieb man in und nach der Wahlschlacht nüchtern. Als das Septennat gesichert, die „Paarung kon-

servativen Geistes mit liberalem* im Februarkartell gelungen war und die Sozialdemokratie neunzigtausend Stimmen verloren hatte, wurde der Reichstag nicht vom alten Kaiser, auch nicht vom Kanzler eröffnet. Herr von Boetticher verlas die Thronrede, die ohne Emphase die wichtigsten Vorlagen aufzählte und am Schluß erst, nach der Erwähnung der internationalen Politik, die Sätze brachte: „Wenn der Reichstag ohne Zaudern und ohne Spaltung den Willen der Nation zum einmütigen Ausdruck bringt, gegen jeden Angriff auf unsere Grenzen heute und jeder Zeit die ganze Fülle unserer nationalen Kraft in voller Rüstung aufzubieten, so wird der Reichstag schon durch seine Beschlüsse allein und noch vor deren Ausführung die Bürgschaften des Friedens wesentlich verstärken und die Zweifel beseitigen, welche sich an die bisherigen parlamentarischen Verhandlungen behufs Stärkung unserer Wehrkraft geknüpft haben. Seine Majestät der Kaiser hat zum gegenwärtigen Reichstag das Vertrauen, daß seine Beschlüsse der internationalen Politik der Verbündeten Regierungen eine sichere Unterlage gewähren werden, und schöpft aus diesem Vertrauen die Zuversicht, daß die Bemühungen Seiner Majestät, den Frieden und die Sicherheit Deutschlands zu wahren, von Gott gesegnet sein werden.“ Kein Triumphgesang; kein Wort über die Niederlage des Gegners. Und doch hatten die Kartellparteien zweihundertzwanzig Sitze erobert, die Freisinnigen die Hälfte, die Sozialdemokraten noch mehr Mandate verloren und nur dreißig Stimmen widersprachen im März noch dem Septennat. Aus der seltsamen Sedanstimmung dieses geräuschvollen Hornungs sehnt der Deutsche sich wieder in stille Tage zurück.

Wie sieht das Wahlergebnis aus? Die konservativen Parteien haben siebenzehn, die liberalen achtzehn Sitze gewonnen, die Sozialdemokraten sechs- unddreißig verloren. Die Relation ist äußerlich unverändert; ist im Grunde aber, da die Sozialdemokratie für die politischen Forderungen des Liberalismus eintrat, den Liberalen jetzt wesentlich ungünstiger als vor der Auflösung. Das Centrum hat sechs, die Polenfraktion vier Sitze gewonnen. Graf Hompesch wird künftig im Namen von hundertdreiunddreißig Abgeordneten sprechen (wenn man nicht etwa den Stiftspropst Ludwig von Jagdzewski zum Erzbischof von Posen kürt und dadurch die zornigen Polen zu versöhnen sucht). Trotzdem sie von der Wilhelmstraße aus mit Gunst und Geld reichlich unterstützt wurden, haben die vier liberalen Fraktionen nur hundertfünf Sitze, nicht so viele wie das Centrum für sich allein, zu erobern vermocht. Sie auch nicht zu einem Block vereint. Von den sechsundfünfzig Nationalliberalen fühlen mindestens fünfzig sich den Konservativen heute noch näher verwandt als den Freisinnigen, die im Wahlkampf die wunderlichste Front zeigten. Sie haben die Wehr-

stärkung stets geweigert, die Kolonialpolitik, von Bambergers Tagen bis in die Müllers von Sagan, verdammt, waren am Deimlingtag und bei allen Afrikaner-skandalen im Corps der Rüger vornan, wären im Lenz, wenn der Kanzler sich damals schon, bei ernsterem Anlaß, zur Auflösung entschlossen hätte, zu heftigster Opposition gezwungen gewesen: und mußten das Centrum nun als einen türkischen Feind des Reiches verschreien, weil es gehandelt hatte wie sie selbst oft in Stunden wirklicher Reichsgefährdung. Kein Wunder, daß sie nicht bessere Geschäfte machen konnten. Der Reichstag ist nicht liberaler, sondern konservativer als der vorige und bietet den Verbündeten Regierungen die Möglichkeit zweier Majoritäten (deren eine freilich erst auf ihre Haltbarkeit zu erproben sein wird). Aus eigener Kraft haben Alle, die den Liberalismus auf der Firmatafel führen, kaum dreißig Mandate erstritten; wer damit zufrieden ist, darf sich mit Zug zu den bescheidenen Gemüthern zählen. Sieg? „Es handelt sich um unsere ganze kolonialpolitische Stellung, um mehr als Das: um unsere Stellung in der Welt. Glauben Sie, meine Herren, daß so was keine Rückwirkung auf das Ausland hat? Wir werden unsere Pflicht thun, im Vertrauen auf das deutsche Volk.“ So sprach der Kanzler am dreizehnten Dezember 1906. Und am neunzehnten Januar 1907: „Ueberall herrscht die Ueberzeugung, daß jeder Sieg der Opposition vom dreizehnten Dezember die Entfaltung der nationalen Kräfte des deutschen Volkes, deutschen Unternehmungssinn und deutschen Geist hemmen und hindern werde“. Diese Sätze liest er selbst jetzt wohl nicht mehr gern. Denn der Nachbar, dem sie im Gedächtniß haften, kann sich, wenn er das Wahlergebniß geprüft hat, getrostes Muthes sagen: „Das deutsche Volk hat, wie die Ziffern zeigen, mit starker Stimmenmehrheit für die Opposition vom dreizehnten Dezember entschieden, das Vertrauen des Kanzlers getäuscht und das Reich da im Stich gelassen, wo sich um seine Weltstellung handelte“. Dieser Nachbar würde, zu unserem Heil, irren; könnte sich aber auf den Fürsten Bülow berufen. (Bismarck war 1887 viel vorsichtiger; „außerordentlich schwierig“, sagte er am Tag vor der Auflösung, werde es sein, die Mehrheit der Wähler auf den Standpunkt der Regierung zu bringen.) Da sechs Millionen Deutsche sich für die am dreizehnten Dezember zu einer Negation Verbündeten erklärt haben, dürfen wir uns der Stimmziffern nicht laut rühmen. Das Ziel war: Kräftigung des Liberalismus (für den in der Wilhelmstraße und deren Umgegend längst ein starkes Konjunktium still, aber emsig arbeitete) und Schwächung des Centrum. Daß der Liberalismus heute nicht besser dran ist als in good old colonial times, ward schon erwiesen. Und das Centrum hat, seit es einen Deutschen Reichstag giebt, nie so viele Stimmen und Sitze bekom-

men wie diesmal. Hundertzehn Mandate; dreiundneunzig davon ohne fremde Hilfe, allein gegen die vereinten Heerhaufen der Regierung, mächtiger Verbände und aller anderen Parteien. Nur das Centrum hat, nach solcher Kraftprobe, das Recht, sich in Triumphatorengepräng vor dem evangelischen Volke zu brüsten.

Doch das Centrum, heißt's, empfindet die Verluste der Sozialdemokratie wie eigene; muß sie so empfinden. Die Schwarzen waren den Roth'en ja verbündet; wollten, in schöner Gemeinschaft mit ihnen, jeder tapferen nationalen Politik den Weg sperren: was die Roth'en traf, trifft mit ungeminderter Wucht drum auch die Schwarzen. So hören wir. Ist's wahr? Am zweiten Februar habe ich hier einen Wahlaufruf der Sozialdemokratie des Münsterlandes abgedruckt und gefragt, ob nach dieser Lecture noch Einer glaube, daß die beiden Parteien in der selben Angriffsfront gesuchten haben. Der Aufruf war die derbe Antwort auf ein vom Wahlkomitee der Centrumspartei verbreitetes Flugblatt, dessen Inhalt Du, geduldiger Leser, nun auch kennen lernen sollst.

An die Wähler des Wahlkreises Münster-Goesfeld! Der Sozialdemokrat im Lichte der Thatfachen!! Es ist sozialdemokratischer Parteigrundsatz: „Dem Feinde gegenüber gilt nicht die Pflicht der Wahrhaftigkeit.“ (Sozialdemokratische Zeitschrift „Neue Zeit“; hamburger Parteiversammlung.) Daraus ist von vorn herein zu ermessen, was von den Behauptungen der sozialdemokratischen Wahlflugblätter zu halten ist. Darin wird gelogen, daß sich die Balken biegen, um die Wahlstimmen Derjenigen einzufangen, die niemals alle werden. Nur einige Stichproben: 1. Der Sozialdemokrat bezeichnet das Centrum wiederum als „Brotwucherpartei“ (Getreidezölle) und behauptet, er habe im Jahre 1903 richtig prophezeit. Im Wahlkampf 1903 prophezeite er unter großem Gezeter: durch den Zolltarif und die Getreidezölle würde die Industrie zerstört, die Brotpreise ins Ungeheure gesteigert, das Volk dem Hungertode preisgegeben werden. Und heute? Alle Welt sieht es, daß trotz dem Zolltarif und den Getreidezölle die Industrie in stetem Aufschwung blüht, das Brot um keinen Pfennig theurer geworden, das Volk beileibe nicht dem Hungertode verfallen ist. Dennoch, angesichts dieser offenkundigen Thatfachen, stellt der selbe blamirte Sozialdemokrat sich dreispurig hin und ruft dreist: „Ja, der Sozialdemokrat hatte Recht; er hat die Wahrheit gesagt.“ O, dieser famose Parteigrundsatz! 2. Fleischtheuerung. Der Sozialdemokrat schreibt: „Die katholischen Arbeiter schreien: Und hungert nach Fleisch; und ihre, christlichen' Vertreter im Reichstag erwidern: Hungert weiter, denn Hungern ist gesund.“ Blanke Lüge. Wer hat einen solchen Ausspruch gethan? Niemand! Auch Berstenberger nicht. Die Fleischtheuerung, die in allen Kreisen bedauert wird, begann im Frühjahr 1905. Sie hat ihre Ursache nicht im Zolltarif, der erst im März 1906 in Kraft trat. Ein brauchbares Rezept gegen die Fleischtheuerung hat auch der Sozialdemokrat nicht. Durch lautes Geschrei wird das Fleisch nicht billiger. Aber eine Anfrage sei gestattet: Ist es wahr, daß (nach Angaben des „Vorwärts“) die sozialdemokratische Parteileitung jeden ihrer organisierten Genossen jährlich um mindestens fünfzig Mark Parteigeld schröpft? So wie nach, trotz aller Fleischtheuerung? Und damit der bethörten „hungernden“ Arbeiterfamilie das letzte Fleischstück vom Tische raubt? Das ist doch unerhörter Brot- und Fleischwucher der tollsten Art! Wer sättigt sich von den Millionen, die so dem „hungernden Arbeiter“ abgepreßt werden? Die gutbesol deten, fleischsatten

Parteibeamten? Oder wandern diese Millionen nach Rußland oder nach Frankreich? Wenigstens zum Theil? Parteigeheimniß!!! Der einfache Mann darf die Wahrheit nicht erfahren!!! 3. „Bereitwilligst apportierte das Centrum der Regierung im letzten Jahr eine Steuervorlage, wodurch das Volk (in erster Linie immer der Arbeiter) mit 170 Millionen Mark belastet wurde.“ So der Sozialdemokrat. Schrecklich! Und die Thatfachen? a) Diese neue Reichsteuer ist aufzubringen von den Aufsichtsräthen, Automobilfahrern, Großindustriellen, Cigarettenrauchern, Reisenden Erster, Zweiter und Dritter Klasse und den Aktionären!!! Also nicht von den Arbeitern! Die Belastung der Arbeiter hat hauptsächlich das Centrum verhindert! b) Diese 170 Millionen wurden aber (unser Sozialdemokrat wird erschrecken) auch von der sozialdemokratischen Partei bewilligt! Einkämmig bewilligt!!! Da soll doch...!! Hat unser Sozialdemokrat Dies etwa nicht gewußt? Oder handelt er wieder nach dem famosen Parteigrundsatz? Beides ist möglich, Letzteres wahrscheinlich! Genug der Lügen!

Nun eine kleine Gegenrechnung.

1. Was leistete die sozialdemokratische Partei im Reichstag an praktischer Arbeit für den Arbeiterstand? Der Sozialdemokrat schweigt darüber! Die Antwort ist zu beschämend für ihn!

Die Sozialdemokratie stimmte:

1880 nicht für das erste Wuchergesetz,

1881 gegen die Einführung der Börsensteuer,

1885 gegen die weitere Ausgestaltung der Börsensteuer,

1894 gegen die erste Erhöhung der Börsensteuer,

1900 gegen die neue Erweiterung der Börsensteuer,

1883 gegen die Krankenversicherung,

1884 gegen die Unfallversicherung,

1885 gegen die Invalidität- und Altersversicherung,

1890 gegen die Einführung der Gewerbegerichte,

1891 gegen das Arbeiterschutzgesetz,

1896 gegen das Börsengesetz,

1896 gegen das Gesetz betr. den unlauteren Wettbewerb,

1900 gegen die Erhöhung des Zolles auf ausländischen Champagner,

1901 gegen die Sektsteuer,

1902 gegen die Zölle auf alle Luxusartikel (zum Beispiel: Kaviar, Austern, Schnepfen, Kuerwild, Bärenschinken, künstliche Nischhölle u. s. w. Die Sozialdemokraten beantragten Zollfreiheit!!)

1903 gegen die Verbesserung des Krankenkassengesetzes,

1904 gegen die Automobilsteuer,

1905 gegen die Errichtung der Kaufmannsgerichte.

Das sind Leistungen der sozialdemokratischen „Arbeiterpartei“!! Das sind nicht Arbeiterfreunde, sondern Arbeiterfeinde! Das sind nicht Volksvertreter, sondern Volksverräther! Sogar Genosse von Bollmar bezeichnet diese alberne „Alles- oder Nichts-Politik“ treffend als „die Politik der Kinder“. Alle Vortheile unserer sozialen Gesetzgebung, die auch der Sozialdemokrat wahrlich nicht missen möchte, verdankt das deutsche Volk nicht der Sozialdemokratie, sondern dem Centrum! 2. Was leistet die Sozialdemokratie für den Handwerkerstand? Daraus antwortet Genosse Ledebour (in einer Berliner Versammlung): „Die Sozialdemokratie wird sich niemals dazu hergeben, die Interessen des

Mittelstandes, Das heißt: der Handwerker, kleinen Gewerbetreibenden, Ladenbesitzer u. s. w., zu vertreten. Die Sozialdemokratie ist nicht dazu da, die in ihrer Existenz bedrohten Gewerbetreibenden zu schützen und zu stützen. Auf irgend welche Hilfe gegen die PreSSIONen des Großkapitals, der Großindustrie, der Großbazare, der Konsumvereine u. s. w. hat der Mittelstand von der Sozialdemokratie nicht zu hoffen, sondern es wird gerade das Bestreben der Sozialdemokratie sein, solche Bazare, Großindustrien u. s. w. im Kampfe gegen den Mittelstand zu unterstützen.“ Das heißt mit brutalster Deutlichkeit: Die Sozialdemokratie will und erstrebt planmäßig die Vernichtung des Handwerkes und des Mittelstandes!!! Das ist sozialdemokratische „Volksfürsorge“!!! 3. Was erstrebt die Sozialdemokratie für den Bauernstand? Enteignung und Vernichtung!!! 4. Wie stellt sich die Sozialdemokratie zur Religion? Das ist offenes Geheimniß. In Frankreich sind die Sozialisten die wüthendsten „Kulturkämpfer“ und Kirchendiebe!! Vernichtung der christlichen Religion, Vernichtung der katholischen Kirche insbesondere: Das ist das Ziel der Sozialdemokratie auch in Deutschland!!! Das billige Sprüchlein „Religion ist Privat-sache“ ist nur Heuchelei zur Täuschung der Dummen! Reichstagswähler! Arbeiter! Kaufleute! Beamte! Handwerker! Landwirthe! Am fünfundzwanzigsten Januar ist die große Abrechnung auch mit den Sozialdemokraten! Kein Wähler darf pflichtvergessen zu Hause bleiben! Jeder hat die Pflicht, mit seinem Stimmzettel einzutreten gegen den lügenden Sozialdemokraten! Gegen die Partei der Volksverleumdung! Gegen die Zerstörer des Handwerker- und Mittelstandes! Gegen die Partei der Gottlosigkeit! Gegen die Partei des Umsturzes und der Revolution! Für das Centrum, den allezeit besten Hort aller Volksrechte, des wahren wirtschaftlichen und religiösen Volkswohles, der echten Königtreue und Vaterlandliebe, für Wahrheit, Recht und Freiheit! Gebet in erdrückender Anzahl Eure Wahlstimme ab für den Centrums-kandidaten Dr. Georg Freiherrn von Hertling. Der Vorstand und Arbeitsausschuß des Centrums-wahlkomitees der Stadt Münster.

Glaubt danach, ich wiederhole die Frage, wirklich noch Einer, daß die beiden Parteien in einer Front gefochten haben? Nicht in einer Position fanden sie sich zusammen (die Sozialdemokratie wäre für den Centrumsantrag, der einen Nachtragskredit von zwanzig Millionen bewilligte, nicht zu haben gewesen); nur in einer Negation. Und auch, daß sie einander da trafen, war wider alle gewohnte Norm. Um dem Lande das Wahlergebniß plausibel (in des Wortes wahrstem Sinn: des Beifalls würdig) zu machen, thut man jetzt, als habe Schwarz und Roth gemeinsam die Regierung bekämpft. Wann seit zwölf Jahren? Wie oft haben in der letzten Legislaturperiode Centrum und Sozialdemokratie auf der selben Seite gestimmt? Rechnet nach: und Ihr werdet finden, daß es bei wichtigem Anlaß kaum je noch geschehen ist. Wehrkraftsteigerung in Landheer und Flotte, Sozialpolitik, Zolltarif, Civilrechts- und Finanzreform: beinahe Alles, worauf es den Regierenden ernstlich ankam, ist mit der Hilfe des Centrums durchgeführt worden. In jeder Sozialisten-debatte standen die schwarzen Männer vornan; immer, seit Herr Bebel im Februar 1893 Herrn Bachem einen Blechschmied genannt hat. Groll hatte längst schon die Gruppen getrennt, die, als Trias Windthorst-Richter-Grillenberger, dem ersten Kanzlerlästlig geworden waren. (Stich-

wahlbündnisse beweisen dagegen nichts; selbst die Nationalisten würden sich gern einem schwarzen oder rothen Teufel verschreiben, um beim Pferdehandel ihr Geschäftchen zu machen.) Muß durchaus denn die Wahrheit verborgen, noch jetzt der Irrewahn genährt werden, daß Centrum habe danach getrachtet, mit der Sozialdemokratie eine den Regierenden feindliche Mehrheit zu bilden, und sei, weil der Allirte verwundet ward, nun zum Tode betrübt? Kein halbwegs gescheiter Schwarzer denkt so. Das Centrum hat nicht weniger Grund als eine andere bourgeoise Partei, die Niederlage der Sozialdemokratie zu bejubeln; hat vielleicht stärkeren Grund als andere Parteien; denn es fühlte sich mehr als irgend-eine bedroht. Deshalb that es, trotz der Intimität mit den obersten Reichs-ämtern, manchmal denn gar so radikal und ließ vor dem versammelten Kriegsvolk wilde Männlein Stunden lang Disteln, auch wohl anderes Feldgewächs köpfen? Weil es fürchtete, die katholischen Gewerkschaften könnten unzufrieden werden, könnten, in reizbarer Schwäche, gegen das rothe Gift nicht immun bleiben. Weil es die Gefahr der sozialdemokratischen Konkurrenz überschätzte. Sonst hätte es sich die Grimasse des Volkstribunen erspart. Jetzt ist die Freude ungetrübt. Mehr Mandate als jemals vorher; also Machtzuwachs. Die Möglichkeit, die Regierenden stolz zu fragen: Seht Ihr endlich nun ein, daß unsere Stellung uneinnehmbar, die Hürde unserer Lämmlein auch von der Genossenschaft nicht zu erstürmen ist? Und die Gewißheit, daß in absehbarer Zeit nicht, wie in Frankreich, aus dem Pfaffenhaß der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie ein harter bloc entstehen kann. Viel auf einen Hieb. Aber keine Aussicht auf eine zur Abwehr unbequemer Zumuthung fähige Majorität? Wo sich um einen großen Gegenstand handelt, wird das Centrum, rechts oder links, Verbündete finden. Die porta triumphalis thut sich den neuen Römern auf.

Duli.

Ein Triumph des Centrums und keine sichtbare Stärkung des Liberalismus. Das ist der Ertrag eines Wahlkampfes, der nach amerikanischem Muster vorbereitet und für den mehr Geld verwendet wurde als je noch für einen im Deutschen Reich. Hat der große Aufwand den erhofften Nutzen gebracht? Für die Personalversicherung hat er alles Erdenkliche geleistet. Der Kanzler, der im November ein verhöhneter, fast aufgegebener Mann war und nur vom Centrum ungeschmäleretes Lob einheimste, erhielt zwei Wochen lang Glückwünsche und Dankadressen. Von der Neigung zu persönlichem Regiment, von den Fehlern hoffischer und zünftiger Diplomatie, von der Vereinsamung des Deutschen Reiches ist nicht mehr die Rede. Niemand fragt, wessen Schuld die entente der West-

mächte geschaffen, auf der unseligen Konferenz den Rückzug bewirkt hat. „Kaiser Wilhelm der Zweite und die Byzantiner“ (vom Grafen Ernst zu Reventlow), „Unser Kaiser und sein Volk“ („von einem Schwarzseher“): diese und ähnliche Bücher, die im Spätherbst gerade von ernstesten Patrioten eifrig gelesen wurden, scheinen heute schon wieder vergessen. Wer die Zeitungen, auch konservative, aus den Monaten Oktober und November aufblättert, muß glauben, seitdem sei in Deutschland Alles anders geworden; ganz anders, als es bis dahin war. Ein Meisterstück persönlicher Politik. Der Manager hat sich wieder bewährt.

Auch der Staatsmann? Im vorigen Reichstag gab eine Mehrheit, von der alles nach der Meinung der Regierenden dem Reich Nothwendige zu haben war. Im Herbst auch das für die Kolonien Unentbehrliche, wenn es mit ruhiger Entschlossenheit gefordert wurde. Die neue Mehrheit soll aus Konservativen, Agrariern, Antisemiten, Nationalliberalen, Freisinnigen bestehen. Auf dem Papier stimmts; in der Praxis des Reichsgeschäftes nur, so lange nichts Beträchtliches unternommen wird. Eine wirthschaftliche Vorlage, die Herrn von Oldenburg behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen. Ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kröcher und Normann zustimmen, muß Herr Schrader verwerfen. Die drei freisinnigen Fraktionen müßten vom Dinestag auf den Donnerstag ihre Grundsätze völlig ändern, um mit den verhassten Junkern, mit den Herren Stoecker, Roeficke, Hahn friedlich zusammenarbeiten zu können. Dieser Mehrheit soll die Ordnung des Handelsverhältnisses zu den amerikanischen Staaten gelingen? Die Abgrenzung des den Berufsvereinen zuzuweisenden Rechtes? Die Reform des Strafprozesses oder gar des Strafgesetzes? Die Einigung über das Privilegium der Reichsbank? Wenn nicht ein Wunder geschieht, versagt sie schon bei der Novelle zum Börsengesetz. Im Stillen wird ja auch auf das Centrum gerechnet. Das verheißt, sachliche Politik treiben zu wollen, wird ohne Nachsicht also den ihm genehmen Vorlagen ins Leben helfen. Möglich. So unklug wird aber der Kluge wohl nicht sein, daß er sich als Puffer gebrauchen läßt. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es die Erörterungen des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuen Mehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchen Ueberzeugungsopfern sie erkauft ward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange bleiben. Für eine ihm widrige Kulturpolitik wären die neunzig Männer der konservativen Partei und der Wirthschaftlichen Vereinigung nicht zu haben. Und stimmt es, als wäre gar nichts geschehen, einfach nach des Herzens Neigung, überbietet es die Freisinnigen, die sich nicht ohne Vorbehalt hingeben können, dann ist's, mit seinen hundert-zehn Mandaten, bald wieder dans le mouvement und als Großmacht um-

worben. (Auf die Frage, ob er fortan nun gegen die Schwarzen regiren wolle, wird ein halbwegs geschickter Kanzler antworten: „Nur an das Reich werde ich denken, nicht an irgendeine Partei; keiner feindsülig, keiner dienstbar mich zeigen. Ich werde fordern, was mir nöthig und nützlich scheint, und kann keiner Partei zutrauen, daß Sentiment oder Ressentiment, daß Reigung zu oder Abneigung von einer Person ihr Urtheil über das dem Reichsgeschäft Zuträgliche färben wird.“ So naiv, daß er sich vom Linken umgarnen und den Männern der Mitte unverföhnlich verfeinden ließe, ist der gefeierte Fürst sicher nicht.) Das Centrum kann schnell eine neue Schicksalswandlung erleben wie Formosus einst in Portus und Rom. Freilich nur, wenn es unkluge Methoden aufgibt. Herr Roeren ist, mit seinem schlechten Augenmaß, seinem unzählbaren Hierarchengefühl, kein Führer. Herr Erzberger kann einer werden, ist aber zu jung, zu unerfahren, um heute schon einer zu sein. Ein Mann von nichtgewöhnlichem Spürsinn und Rednertalent; der durch Lob und noch mehr durch allzu hitzigen Tadel aber verwöhnt worden ist und sein Persönchen nachgerade als den Nabel der deutschen Welt sieht. Seine Haltung im Prozeß Böplau war eines ernststen Menschen unwürdig; und skandalös sein (leider zu spät enthüllter) Versuch, durch kaum noch verschämte Drohung die Reichskanzlei und die Kolonialabtheilung zu ungehöriger Retizenz oder gar zum Eingriff in ein Disziplinarverfahren zu nöthigen. Daß diese Herren, die Männer der petits papiers und der Hintertreppe, nicht das Oberkommando an sich reißen, muß die Regierung eben so sehnlich wünschen wie die alte Centrumsgarde. Die Gefahr ist nach der Auflösung größer als vorher; und würde noch wachsen, wenn die Centrumspartei von den Machthabern weiter schlecht behandelt würde. Weiter: denn schlecht (selbst Nationalliberale gebens unter vier Augen zu) ist sie behandelt worden. Sie hat den Kaiser geschont und den Kanzler geschirmt, hat ihnen Jahre lang das Leben leicht gemacht und wurde plötzlich dann, ungewarnt, den heißen Haufen der Evangelischen als Feind und Gefechtsziel gezeigt. Daß von ihr (wie schon im Dezember hier behauptet wurde) auch der Nachtragskredit für Südwestafrika zu haben war, hat der Präsident Christoph von Tiedemann, ein Führer der Deutschen Reichspartei, jetzt bestätigt. Herr Spahn, erzählte er neuerlich im „Tag“, kam in der Sitzung vom dreizehnten Dezember zu ihm und sprach, „bis morgen werde es gelingen, einen Antrag zu formuliren, dem Alle zustimmen können, und dann werde morgen auch in der Budgetkommission die Eisenbahn (Kubub-Keetmanshoop) angenommen werden.“ Kopf und Schwanz, sagte ich vor zwei Monaten, wollte man retten, für Titel und Unterschrift der Nachtragskreditforderung stimmen und so eine Dritte Lesung ermöglichen,

bis zu deren Beginn man sich verständigen konnte. „Niemand wußte, daß an das letzte Mittel gedacht werde. Jeder glaubte den Kompromiß gesichert. Die superi wollten nicht. Wollten den Bruch. Wider die Abrede kam noch an dem selben Tag, wo der Antrag auf namentliche Abstimmung gestellt war, zu den Hammelsprüngen.“ Wenn die Herren von Liedemann und von Normann in dem Abgeordneten Bassermann den zum Spiel bereiten dritten Mann fanden, war am Bundesrathstisch der Grand mit Schwarz und Roth nicht zu machen. Ahnten sie es oben? Der Chef der Reichskanzlei war schon auf dem Wege zu Spahn. Die Nationalliberalen haben ihn abgefangen und die Einigung gehindert. Das war ihr gutes Recht; und sie werden im neuen Reichstag wieder versuchen. Sie können nur wünschen, daß Herr Erzberger vornan bleibt und seine Partei in schroffe Opposition drängt. Die Erfüllung dieses Wunsches wäre den Konservativen recht unbequem. (Der Anblick eines von offiziell Verbündeten gegen einander geführten Minenkrieges kann uns manche trübe Stunde erheitern.) Wie aber werden die Geschäftsführer handeln?

Die Wahlbilanz ist nicht klar. Die starke Steigerung der für Liberale abgegebenen Stimmen. . . Hier stoß ich schon. Beweist diese Steigerung wirklich ein Erstarken des Libe alismus? Haben nicht Avertausende, die sich, nach ihrer Ueberzeugung, nie zu einem liberalen Programm bekennen würden, diesmal, weils gegen Schwarz und Roth ging, schon bei der Hauptwahl für Liberale gestimmt? Sind die in den Großstädten, den Handelsemporien, zum Kampfe wider einen Genossen benutzten Wahlzettel dem Liberalismus gutzuschreiben? Keine Partei verdankt ihre Sitze diesmal nur der eigenen Kraft. Das Centrum wäre nicht wesentlich schwächer geworden, wenn es sich stolz entschlossen hätte, allein zu bleiben. Daß es sich diesen Trumpf entgegen ließ und für die Stichwahl mit den Sozialdemokraten ein Angstbündniß schloß, war ein taktischer Fehler. Ein begreiflicher. Verlor es auch nur fünf Mandate, dann jubilirte der Feind: „Unser Sieg ist über alles Erwarten herrlich!“ Auch lockte die Gelegenheit, wieder, wie 1887 und 1893, zu zeigen, daß die deutsche Katholikenpartei nicht dem Befehl der Kirchenfürsten gehorche, nicht, wie so oft behauptet ward, blind von Rom aus sich leiten lasse. Begreiflich; doch unklug. „Dreiundneunzig Sitze haben wir von allen Seiten Befehdeten ganz allein erstritten. Das genügt uns als Zeugniß ungebrochener Macht. Wir denken jetzt nicht daran, daß der Kanzler, der ohne uns, mit all seinen Künsten, längft in eine Sackgasse gerathen wäre, uns die Treue gebrochen hat; auch nicht an die Feindschaft der Nachbarn. Denken, trotz herber Erfahrung, nur an das deutschen Christen gemeinsame Gut und kämpfen, ungebeten, doch willig, mit

Guch gegen den rothen Antichrist. Der soll mit unserer Hilfe kein noch so schmales Plätzchen erobern. Lieber verzichten wir auf ein Halbdutzend Mandate. Dank fordern wir nicht; denn wir handeln, wie wir müssen, und folgen nicht der Profitfucht, sondern des Gewissens mahnendem Ruf.“ Einer Partei, die nach ihrem Hauptwahlsieg so sprach, hätte die Gnadenpforte sich weit aufgetan. Die Tugendsamen, die das schwarz-rothe Regionalbündniß gar so fürchterlich finden, darf man fragen, ob sie von solcher Todsünde immer frei waren und 1907 schon vergessen haben, wer 1906 für die badijsche Landtagswahl mit der Genossenschaft den Pakt schloß. Aber ein Fehler war's. Er wäre vermieden (und der Sozialdemokratie der Nothhelfer genommen) worden, wenn der Kanzler nach dem ersten Wahlgang die Solidarität aller bürgerlichen Interessen verkündet und die Freunde von gestern flink auf eine haltbare Brücke gewinkt hätte. Nur Kurzsichtige konnten ihm verargen. Die „Forderung des Tages“ war ja nicht einzukassiren. Und der Staatsmann, der um sein täglich Brot bittet, darf nicht vergessen, auch an den nächsten Tag noch vorauszudenken. Ruhte beim Rahen der Zebrua also erwägen, daß ein schlecht behandeltes Centrum schnell demokratisirt und der Reichruhe, hinter der Mainlinie sogar der Reichseinheit dann gefährlicher würde als der dichteste Schwarm wild suchtelnder Genossen.

Nach gethaner Arbeit wäscht man die Hände. Gut und Ehre der deutschen Nation war auch im vorigen Reichstag zu wahren. Die Auflösung also nicht nöthig. Das Wahlergebniß hat Alle überrascht und Viele erfreut. Wer die Niederlage der Sozialdemokratie als eine Schlappe des Centrums anrechnet, verschleiert die Bilanz. Diese Niederlage mag die Erzberger ärgern, muß das Centrum, das kein Block, sondern ein Mosaikgebild ist, aber freuen. Die lästige Konkurrenz einer unüberwindlich scheinenden Proletarierpartei ist es fürs Erste los und braucht sich deshalb nicht mehr radikal zu geben. So gute Geschäfte konnte es fürs Wahljahr 1908, als gouvernementale Partei, nicht erhoffen. Der wäre die Mitwirkung an schlimmer Mißwirthschaft nicht leicht verziehen worden. Jetzt heißt's freilich, behutsam sein. Die Konservativen werden sich bemühen, das Centrum zu sämftigen; die Liberalen, es wild zu machen. Die Verbündeten Regirungen haben zu prüfen, ob sie, ohne sich abermals in Furculae Caudinae pferchen zu lassen, es verjöhnen, zu stetiger Mitarbeit gewinnen oder zu heftigem Widerstand herausfordern und dadurch der Demagogie unterwerfen wollen. Was sie wünschten (Stärkung der Liberalen, Schwächung der Klerikalen) hoben sie nicht erreicht; durch die Koalition gegen und den Sieg über die Sozialdemokratie aber erreicht, was sie gar nicht zu wünschen wagten. Der Kanzler mag sich einen Columbus dünken, der auf weißer Karawele den Weg

nach Indien suchte und Amerika fand. Minder emphatisch sprach ein pfliffiger Bankier: „Sie wollten Sepeier machen und haben Rührei bekommen“.

Am dritten Sonntag der Quadragesima soll der Fromme, nach der Epistel, in der Paulus die Epheser vor den Finsterlingen und deren Werk warnt und als Kinder des Lichtes zu wandeln ermahnt, das elfte Kapitel im Evangelium Lucae lesen. Von der Austreibung des Satans, der Zeichenforderung, der Gast- und Strafpredigt Christi. „Gieb unsertäglich Brot uns immerdar“; nicht heute nur. „Ein in sich unziniges Reich wird wüth und ein Haus fällt über das andere.“ „Weh den Schriftgelehrten, die den Schlüssel zur Erkenntniß haben, selbst nicht hineinkommen und Denen, die hinein wollen, wehren!“ „Wer nicht mit mir sammelt, Der zerstreuet.“ Aus der strengen Rügerede des Menschensohnes, der nur Uebermächtigen unmild begegnet, spricht der majestic common-sense, ohne den kein Schöpfergeist ist. Zu diesem Born sollten auch Regirende in Demuth sich bücken. Nicht immer kränzt sie das Glück; selbst im Hochsommer des Lebens nicht immer, wenn sie einmal gestrauchelt sind. Am dritten Sonntag der Quadragesima kniet der unthätig Fromme vor dem Gott des Psalters im Staub und wimmert: „Meine Augen blicken hoffend zu dem Herrn empor, denn er zieht meinen Fuß gewiß aus dem Reß.“

Antiphonie.

Aus dem Centralbureau des Deutschen Flottenvereines sind, nicht auf sruherem Weg natürlich, allerlei Briefe ans Licht gekommen, die beweisen, daß die Vereinsleiter mit heimlichem zwar, doch hastigem Eifer an der Wahlagitation mitgewirkt haben. Auch mit beträchtlichen Geldsummen, die aus den auf den Wink beamteter Excellenzen gesammelten und in der Reichskanzlei aufbewahrten Fonds bezogen waren; aus dem Patria-Fonds oder einem anderen. Herr Generalmajor Keim, der 1893 Capriolo's Wahlmacher war und jetzt die Präsidialgeschäfte des Flottenvereines führt, hat recht seltsame Briefe geschrieben. An den Lizentiaten Ludwig Weber, den Begründer und Leiter Evangelischer Arbeitervereine („nach Rücksprache mit dem Fürsten Bülow und Herrn von Loebell“): „Ich brauche Ihnen wohl nicht weiter auseinanderzusetzen, daß der Kampf gegen das Centrum auch einen solchen gegen den Ultramontanismus, den Todfeind unserer evangelischen Konfession, bedeutet.“ (Am vierten Januar 1907; vier Tage also nach dem Silvesterbrief des Kanzlers, der jede Neigung zu neuem Kulturkampf leugnete, und zwei Wochen vor der langwierigen Tafelrede, in der Fürst Bülow sagte: „Die Verbündeten Regierungen wollen keinen Kampf gegen unsere katholischen Landsleute und die ka-

tholische Religion, sondern religiösen Frieden, religiöse Duldung und volle religiöse Gleichberechtigung“.) In der selben Zeit an den Professor von Savigny, einen Katholiken, der die Haltung des Centrums nicht billigt: „Ich hoffe, daß durch Ihre lichtvolle Darstellung weiten Kreisen unserer katholischen Mitbürger endlich die Augen geöffnet werden über die Gefahren, welche dem Katholizismus als solchem drohen, wenn sein berufener Vertreter auch weiterhin das Centrum in seiner jetzigen Gestalt bleiben sollte.“ Der Generalmajor fühlt sich nur als den whipper-in der zur Jagd auf Schwarzwild vereinten Parteien. Er schafft, wieder im Einverständnis mit dem Reichskanzler, „eine Centralstelle für die Herausgabe von Flugblättern und so weiter“; läßt durch diese Centralstelle eine in der Kolonialabtheilung angefertigte Brochure, unter dem Titel „Die Lügen des Herrn Erzberger“, in einer Riesenaufgabe verbreiten und erklärt sich bereit, ihr „noch hier und da einen Schlagler aufzusetzen.“ Gibt einem vom Major Lauff den deutschen Müttern gewidmeten Weihnachtsgedicht einen anderen Titel und schreibt an den Dichter des „wundervollen“ Sanges: „Ich habe auch dem Fürsten Bülow, der sich ebenfalls ungeheuer sympathisch über Ihr Gedicht ausgesprochen hat, ein abgeändertes Exemplar zugestellt und er findet den Gedanken ausgezeichnet. Vorläufig habe ich eine Million davon drucken lassen“. An den freisinnigen Gymnasialprofessor Eichhoff, der in zwei Wahlkreisen aufgestellt war: „Von hier aus ist sofort Alles geschick, um Ihre Wahlen zu fördern. Ich war gestern im Palais und habe dem Fürsten Bülow darauf aufmerksam gemacht, daß die Regierung die Güte haben muß, dem Steuer einige Grade nach links zu geben und vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Konservativen und der Bund der Landwirthe nicht Sonderpolitik treiben. Wir haben auch von Ihnen gesprochen und hält auch Fürst Bülow Sie für den geeigneten Mann, die freisinnige Partei in dem nationalen Fahrwasser dauernd zu erhalten.“ Zwölf Tage später: „Nach verschiedenen Rücksprachen mit Wilhelmstraße 77, wo man sich für Ihre Wahl warm interessiert, ist, um die Sache praktisch zu gestalten, die amtliche Unterstützung im Wahlkreis Lennep-Remscheid in jeder Weise sichergestellt. Was den Wahlkreis Langensalza betrifft, so bedaure ich und eben so Wilhelmstraße 77 aufrichtig (diese Mittheilung aber ganz vertraulich), daß dort ein nationaler Gegenkandidat gegen Sie aufgestellt ist“. Der Gegenkandidat war Freiherr Octavio von Zedlitz und Neukirch. (Die freisinnige Volkspartei, die einst gegen Puttkamers Wahlerlaß wüthete, mußte eigentlich nun beantragen, die Wahl ihres Mißliedes Richard Eichhoff, weil sie mit „amtlicher Unterstützung“ erreicht worden ist, für ungiltig zu erklären. Was die Reichskanzlei diesem Manne des Volkes an „Förderung“ gewährte, wiegt

am Ende doch schwerer als ein Blättchen, auf dem ein Landrath mit seinem nicht allzu weit wirkenden Namen für einen zuverlässigen Junker eintritt. Eugen Richter hätte das räudige Schaf nicht in der Herde geduldet; schon um später nicht als Kläger über Wahlbeeinflussung ausgelacht zu werden.)

Weiter im Brieftext. Die Reichskanzlei empfiehlt und schickt dem Flottenverein Wahlredner und Agitatoren. Generalmajor Keim wünscht, daß von der Wilhelmstraße aus auf die Vossische Zeitung („deren Redakteur Bachmann ja sonst ein Freund des Reichskanzlers ist“), das Berliner Tageblatt und andere Zeitungen eingewirkt werde. Kaiserliche Postbeamte sollen die Flugschriften vertheilen. Auf das Titelblatt der von einem protestantischen Kolonialbeamten verfaßten Procure wird geschrieben, ihr Autor sei „ein Katholik.“ Der Reichskanzler hat dem Präsidium des Flottenvereins für die Wahlagitation dreißigtausend Mark zur Verfügung gestellt. Man muß dem General nachrühmen, daß er sich dadurch nicht etwa zu zärtlicher Rücksicht firren läßt. Ob der Silvesterbrief nützlich war, scheint ihm zweifelhaft. Nach der Hauptwahl findet er die Regierung „pflaumenweich“. Mit einem ober-schlesischen Landrichter stimmt er in dem Wunsch überein, den rechten Flügel der Sozialdemokratie (den der beuthener Staatsmann im Traum wachsen sieht) auf Kosten des Centrum zu stärken. „Nach meiner Ansicht ist das Centrum gefährlicher als die Sozialdemokratie.“ Daß ein preußischer General vor einem Fremden so zu reden wagt, ist immerhin ein Beweis von persönlichem Muth. In Hoyer-Swerda soll ein Amtsrichter Herr Wassermann „klar machen, daß die Nationalliberale Partei sich in der Flottenfrage sehr wenig national benommen hat und hierbei hinter dem Centrum hergelaufen ist, da Herr von Tzipitz, aus Angst vor dem Centrum, nicht den Muth hatte, eine verurünstigte Flottenvorlage einzubringen. Das Selbe gilt auch von Bülow.“ Kanzler und Marine-Sekretär, die doch nur als Handlanger eines erhabenen Willens gelten, sind schlapp, die Nationalliberalen „recht wenig national“; und dem Führer einer großen Partei soll ein Amtsrichter gründlich den Text lesen. Drei Tage danach heißt: „Ich traue zwar Herrn Wassermann nicht ganz, aber die Nationalliberalen schulden unserer Unterstützung bei den Wahlen so unendlich viel, daß es geradezu haarsträubend wäre, wenn sie diesmal wieder flau würden.“ Auch das Oberkommando der Schutztruppen liefert dem Flottenverein Wahlredner. Dem Centrum anhangende Mitglieder sind dem Verein nicht mehr erwünscht. „Wer jetzt nicht den Muth hat, gegen das Centrum Front zu machen, hat für den Flottenverein keinen Werth.“ Und: „Im Rheinland hat der Flottenverein es fertiggebracht, daß in acht Wahlkreisen Front gegen das Centrum gemacht wird.“ (Der Verein? Nicht katholische Stranden?) Die Briefe sind im Bayrischen Courier veröffentlicht worden.

Der Flottenvereinsbramte, der sie heimlich abgeschrieben und ins feindliche Lager befördert hat, soll erst ermittelt worden sein, als er sich in die sicheren Mauern eines belgischen Klosters geflüchtet hatte. Ob der Leiter des münchener Centrumsorgans irgendwie mitschuldig ist, wird die Gerichtsinanz prüfen. Nach den Fällen Wistuba-Koeren und Böplau-Erzberger duftet die Sache nicht gerade lieblich. Lautes Geschimpf verräth aber nur den Aerger der Ertoppten. Solcher Briefschmuggel weckt immer die Wuth der Gruppen, denen er nicht nützt oder gar schadet. *Niacos intra muros peccatur et extra.* In der Läuterungszeit wenigstens sollte Heuchelei verpönt sein. Können Briefe, die einen gefährlichen Gegner der Landwirthe kompromittiren könnten, nicht rechtlich irgendwo ans Licht? Links nicht ein Zettelsäckchen, das gegen einen Agrarier oder Orthodoren zu brauchen wäre? Gilt im Wahlkampf nicht das rauhe Gewaltrecht des Krieges? Wollt Ihr tugendsam Entrüsteten draufschwören, daß Ihr einen fleckigen Fegen verschmäht hättet, wenn er einem kandidirenden Centrumshaupt oder Rottenführer Unbehagen bereiten konnte? In Kriegsnoth hat Lessing Klozens Privatbriefe aus dem Dunkel geholt. Wichtiger als die Sittlichkeit des Enthüllers ist das Enthüllte. Ein recht häßlicher Handel. An dem guten Patriotenvillen des Generalmajors ist nicht zu zweifeln. Eher schon an der Unbefangtheit seines Urtheils. Als er ein Bißchen laut für beschleunigte Marinemehrung agitirt hatte, nannte ein Centrumsmann ihn einen neuen Boulanger (und mußte das kränkende Wort zurücknehmen). Als das zornige, allzu zornige Telegramm des Kaisers die Generale Keim und Menges aus dem Präsidium des Flottenvereines (den Herr Groeber damals als gemeingefährlich verschrie) drängte, jubelte die Centrumpresse; und war verstimmt, als Fürst Salm-Horstmar durch bessere Information den Zorn des Kaisers gesänftigt hatte und die beiden Generale im Vorstand blieben. Der im Mai 1906 vom Prinzen Heinrich unterstützte, von Keim erfolgreich bekämpfte Antrag, der, nach Algeiras, von neuer Flottenpropaganda abrieth, ging von bayerischen Katholiken aus. Das Centrum war immer für Tirpitz, den Keim flau und ängstlich fand und dessen sanftem Wink der Flottenverein sich nicht fügen wollte. Schon vor der Reichstagsauflösung hatte ein Katholikenblatt mit Enthüllungen gedroht. *Inde illae irae.* Ganz objektiv war Herr Keim wohl nicht, als er die Sozialdemokratie dem Centrum vorzog und ein Bündniß wünschte, das der von ihm gehassten Partei als ein Verbrechen angerechnet wird. Sache des Flottenvereines. Der mag entscheiden, ob der Generalmajor, der eine konservativ-klerikale Mehrheit hindern und mit dem Beistand des eichhöfischen Freisinns der Regierung „Ruth zu einer vernünftigen Flottenvorlage“ machen wollte, ihm genügt hat;

und ob vorsichtige Klugheit nicht abrathen mußte, Briefe so heißen Inhaltes der Diskretion von Schreibern zu überlassen. (Daß auch dieser emsige Einseitiger die regirenden Herren so hart beurtheilte, gehört zum Bild eines Wahlkampfes, in dem die auf steiler Höhe Thronenden Tag vor Tag über Jahre lang extragene Schmach und Knechtschaft jammerten und ihre Wunden entblöhten.)

Der Verräther ist ein Wicht; dem Verrath danken wir traurige, doch nützliche Wahrheit. Welchen Lärm hätten wir erlebt, wenn solche Wahlgeheimnisse in der Zeit des ersten Kanzlers enthüllt worden wären! Schon die Artikel der offiziellen Presse wurden damals unstatthafte Beeinflussungsversuche genannt. „Den Einwirkungen von Beamten,“ sagte Bismarck am dritten März 1881 im Reichstag, „bin ich stets entgegengetreten; nicht immer mit Erfolg. Ich theile die Meinung, daß es der Würde der Beamten nicht entspricht, sich in die Wahlkämpfe zu mischen, namentlich in öffentlichen Reden. Ich habe mich nie in dergleichen Sachen gemischt; ich habe nie Andeutungen gegeben, die Wahl zu beeinflussen. Ich kann nicht sagen, daß ich die Neigung dazu nicht hätte; aber ich unterlasse es aus Vorsicht: und Vorsicht ist eben die Mutter der Weisheit.“ Lang ist her. Jetzt ist sub auspiciis hoher Beamten in Industrie-gesellschaften und Banken Geld zusammengebeordert worden, das in der Wilhelmstraße aufbewahrt und nach dem Ermessen der dort Herrschenden unter die Wahlagitatoren vertheilt wurde. Jetzt haben Beamte der Kolonialabtheilung Brochuren geschrieben, die der Flottenverein dann unter neutraler Flagge ins Land schickte. Wurde Zuverlässigen die „unbequeme Konkurrenz vom Hals geschafft“ und „amtliche Unterstützung“ gewährt. Wie sah das Deutsche Reich solche Wahl. Wie wurde mit so behendem Eifer auf die Presse gewirkt. (Der Leiter des Pressbureau im Auswärtigen Amt ist zwar nicht, wie seine Freunde hofften, zum Abtheilungschef ernannt, aber in den Rang der Rätthe (Erster Klasse) erhoben worden.) Soll man verschweigen, weil diesmal nur ein verhaßter Feind drunter litt? Die liberale Aera naht uns mit seltsamen Zeichen.

Die Sache hat eine noch ernstere Seite. Wenn im Ausland über den Flottenverein, seine geräuschvolle Betriebsamkeit, sein Drängen nach imperialistischer Expansion geklagt wurde, kam aus der Wilhelmstraße prompt stets die Antwort: „Ein unpolitischer Verein, der das Gute will, uns aber viel Ärger bereitet und mit dem wir nichts gemein haben. Hört Ihr nicht, wie er uns angreift, uns lässige Staatsdiener schilt? Haltet Euch an unsere Thaten, statt auf rassist verhallende Worte unserer Marinepercy's zu horchen.“ Allmählich fand die Versicherung Glauben; ein überraschend hoher Flottenkredit wurde ja nicht gefordert. Besonders schlaue Fremdlinge sagten sich: „Das ist ein abgekartetes

Spiel; damit das Nöthigste ihr bewilligt werde, läßt die Regierung den Verein Unerreichbares verlangen." Jetzt liest man anders. „Wofür hat der Verein agitiert? Für eine starke Flotte. Weßhalb hat die Regierung seinen Caucus mit Geld und Amtsgewalt unterstützt? Weil auch sie eine starke Flotte will. Das also war das Ziel des Wahlkampfes; bisher vermochten wirs nicht zu erkennen. Wir sollten eingelullt werden. Drum tröstete man uns mit der Behauptung, der Verein mache bande à part und werde von oben durchaus nicht mit freundlichem Blick angesehen. Nun sind wir wach; und wollen fortan bleiben. Das Programm, das Ihr uns so lange für das Traumgebild eines Hotspur gabt, kündet die Wünsche der in Deutschland Regierenden. Sonst wäre dieses innige Bündniß, dieser Subsidientraktat nicht möglich geworden. Und der Kaiser selbst hat die Wahlarbeit des Vereins ‚großartig‘ genannt; hofft von ihr seinem Herzenswunsch also Erfüllung.“ Hundertmal haben wir in diesem Sühnmonat gelesen. Im Flottenverein sitzen gescheite Männer. Merken sie nicht, daß ihrer Propaganda die Stunde ungünstiger ist als je vorher eine? Wissen sie nicht, daß in England eine mächtige Gruppe mahnt, nicht zu warten, bis Deutschland zum Kampf um die Seeherrschaft gerüstet ist und zunächst wenigstens seine Kolonien schützen kann? Daß diese Mahnung in Frankreichs Abgeordnetenhaus ein Echo gefunden hat? Wollen sie nicht still bleiben, bis wir vor der haager Mause Falle sicher sind und dann versuchen können, mit heiler Haut und unangestaster Ehre aus dem ostasiatischen Gewitterwinkel wegzukommen? Ruhe ist jetzt Bürgerpflicht. Die einmal versäumte Gelegenheit läßt sich nicht zurückzwingen. Nach einer Auseinandersetzung mit dem Nachbar konnte die Armee verringert, die Flotte in schnellem Tempo vermehrt werden. Nach den ups and downs des Marokkojahres brauchen wir das Landheer zu Vertheidigung und Nothwehr. (Wer Frankreich zu gewinnen trachtet, muß sich noch bescheiden; selbst wenn er sich nicht über seinen Liebreiz täuscht, kann er den Wettbewerber nicht schlagen, der Indochina gegen Japans Ausdehnungsjucht garantirt.) Heute können wir die Zahl unserer Kriegsschiffe erhöhen, das Verhältniß unseres Besitzstandes zum englischen aber nicht ändern. Eine große Flottenvorlage würde das Reich wohl noch keiner Kriegsgefahr, aber diplomatischen Refognosirungen aussetzen, deren Möglichkeit jeder vorausblickende Politiker jetzt meiden muß. Herr von Tirpitz ist nicht muthlos, sondern nüchtern.

Laetare.

Nach der Hauptwahl hatte Fürst Bülow in der ersten Morgenstunde am Straßengitter zu einer (vom Polizeipräsidenten nicht sehr hoch geschätzten) Menge

gesprochen. Nach der Hauptwahl sprachen Kaiser und Kanzler. Vom Fenster aus. Zu der Schaar, die vorher von Scherls Scheinwerfer erleuchtet worden war. Der Kanzler hatte ein Citat bereit. Der Kaiser sogar zwei. Er wiederholte (ohne den Autor zu nennen) Bismarcks unschönes Wort von dem in den Sattel zu setzenden Deutschland, citirte ein paar rasch und lose zusammengebündelte Verse, die Kleist seinen blinden Draufgänger Hans Kottwitz gegen Strategentheorie herauspoltern läßt (und deren Anwendbarkeit auf die Lehren der letzten Reichstagswahl nicht leicht zu erkennen ist), und gab der Zuversicht Ausdruck, daß Deutschland Alles, was sich ihm in den Weg stelle, niederreiten werde. Am Fenster des Schlosses; im grauen Pelzmantel, den Adlerhelm auf dem Haupt; in der Stunde nachmittäglichen Spukes. Das ward noch nicht gesehen; auch nicht in der Heroenzeit deutscher Geschichte, die vielleicht doch wichtigere Ereignisse besichert hat. Ein neuer Markstein. Am anderen Morgen hatten die Politiker zweier Welten Gesprächsstoff. *L'Allemagne en selle. Tausend Leitartikel. L'empereur a raison de se glorifier. Son tort est de paraître provoquer vaguement tout l'univers. Son rival de Londres joue un jeu plus serré et il se laisse moins tenter par le charme de l'éloquence.* So ungefähr war der Grundton. Wer die kaiserliche Terminologie noch nicht kennt, konnte glauben, ein neidischer Nebenbuhler des Reiches solle niedergeritten werden. Wir hatten verstanden, daß Wilhelm wieder der Sozialdemokratie Vernichtung androhte; der Partei, für die sich soeben ein Drittel aller deutschen Wähler erklärt hatte. Und Mancher meinte, da er die Schilderung dieser Nacht Szene in seiner Zeitung fand, noch habe, trotz dem Hymnengeß, in Deutschland das Wesentliche, der Wandlung Bedürftigste sich nicht geändert.

Vierzehn Tage danach lasen wir die Thronrede des Kaisers. Die klang anders als die fürstlich einfachen Worte, die nach der Septennatwahl den Reichstag empfangen. Klang wie eine im Siegerrausch himmelan geschmetterte Fanfare. Schon der erste Satz bringt eine eben so ungestüme wie undeutsche Partizipialkonstruktion. „Aufgerufen zur Entscheidung über einen Zwiespalt zwischen den Verbündeten Regierungen und der Mehrheit des vorigen Reichstages, hat das deutsche Volk bekundet, daß es Ehr' und Gut der Nation ohne kleinlichen Parteigeist treu und fest gehütet wissen will.“ Das gilt für Schwarz und Roth. Dem Centrum wird ausführliche Rüge erspart. Die Sozialdemokratie hört noch härtere Worte. Mußte es sein? Der Kaiser „will alle verfassungsmäßigen Rechte und Befugnisse gewissenhaft achten.“ Dieses Bekenntniß zu einer nur durch Eidbruch zu beseitigenden Pflicht wäre nicht nöthig gewesen. Mußte der Kanzler seinem Herrn aber nicht sagen, daß zu den von der Ver-

fassung gewährten Rechten auch das gehört, als vom Volk Abgeordneter Vorlagen der Regierung abzulehnen, und daß auch die dümmste Ablehnung nicht mit Scheltworten aus dem Munde des Kaisers gestraft werden dürfte? Laugt, Durchlaucht, die Fiktion, die dem Vertrauensmann aller Deutschen hoch über dem Kampfplatz der Parteien den Platz weist, wirklich nur noch in die Kumpelkammer? Wir möchten nach modernen Grundsätzen regiert werden und freuen uns dennoch, wenn der Nebenmann einen tüchtigen Puff bekommt. Dem gönnen wir; und fragen niemals, ob es morgen nicht uns treffen wird. . . Der sachliche Inhalt der Thronrede ist winzig, verdient immerhin aber Lob. Die Leistung der Landsleute, die in Südwestafrika den zähren Feind niedergedrungen haben, wird gerühmt. In den Kolonien sollen endlich Eisenbahnen gebaut werden. Die „soziale Verpflichtung gegenüber den arbeitenden Klassen“ wird anerkannt; und „die Verbündeten Regierungen sind entschlossen, das soziale Werk in dem erhabenen Geist Kaiser Wilhelms des Großen fortzusetzen.“ (Nützlicher als solche Pathetik, die dem alten Kaiser mehr giebt, als ihm gebührt, viel mehr, als der Veseidene heißte, wäre die Bezeichnung des Zieles gewesen, das die soziale Arbeit zunächst nun erreichen soll.) Das Versprechen, „den Bestrafungen wegen Majestätsbeleidigung auch im Gesetz engere Grenzen zu ziehen“, wird wiederholt. Die Beziehungen zu den Verbündeten sind „die alten herzlichen“ (also werthlos), die zu den anderen Mächten „gut und korrekt“ (also kühl).

. . . Ein großer, dem Reich nützlicher Sieg ist erstritten, in froher Kraft regt sich wieder die Volksgemeinschaft und bald muß sich Alles nun, Alles zum Guten wenden. Seit dem sechsten Februartag lesen wirs. Zweifelnd zuerst. Was war denn geschehen? Eine Massenhypnose gelungen. Der Sozialdemokratie, die seit dem dresdener Schimpfkonzil die Salonkundschaft verloren hat, fast die Hälfte der Mandate abgejagt worden. Das ward schon einmal, vor zwanzig Jahren, erreicht; und muß stets gelingen, wenn Bauern und Händler den selben Namen auf den Stimmzettel schreiben. Das ist kein Sieg, den die Himmel rühmen. In der mageren Zeit, die uns schon heraufzieht, wird der Gewerkeverein der deutschen Wirtschaft gefährlicher, als die politische Partei ihr je war. Und der Schwarzalb lastet mit vermehrter Wucht auf dem Land. Sollten wir im Monat der Februa jauchzen: Freue Dich, Unfruchtbare, und preise den Leib, der nie gebiert? Nun ist der Zweifel geflohen. Den Kaiser, den Kanzler umjubelt die Menge wie zwei Helden im Siegerkranz. In Hochzeiterstimmung geht der Reichstag an seine Arbeit. Wer spricht von Buße und Reinigung noch? Das Brotwunder von Liberias kann sich morgen erneuen.



Ein altes Blaubuch.

Die Berliner Handelskammer hat einen Bericht über die Heimarbeit veröffentlicht. Aus seinen Blättern steigt es wie Vergangenheithauch. Ein altes Blaubuch fällt mir ein. Neunzig Jahre zählt es. Grau geworden, vergilbt und verstaubt ist das Blaubuch von 1816. Aber sein Inhalt ist nicht veraltet. Ist die Einleitung zu einem Stück Zeitgeschichte, das noch keinen Abschluß fand: das Vorspiel des ersten Arbeiterschutzes.

Wie ein Märchen klingt es. Und doch ist es wahr. Und doch ist es kaum ein Jahrhundert her, daß man uneingeschränkte Fabrikarbeit nicht zehnjähriger Kinder als gesund und fördernd, als unentbehrlich für die Arbeiterfamilie, unentbehrlich für die Volkswirtschaft erklärte. Das war nur möglich unter der Herrschaft eines Triebes, der stärker ist als alle Einsicht und alle menschliche Sympathie. Der Erwerbtrieb umnebelte die Köpfe, feierte Orgien bei dem dröhnenden Radwerk der neuen Maschinen. Kinder von fünf und sechs Jahren wurden zu Haufen in die Textilfabriken geschleppt, dort festgehalten, Tag und Nacht. Von ihrer Noth erzählt das alte Blaubuch, erzählen Parlamentsberichte und städtische Urkunden jener Zeit.

Nicht alle Fabrikanten waren blind. Einer aus ihren Reihen, ein Mensch, ein Vater über die eigene Familie hinaus, ein Kaufmann über den Ruf des Tages hinaus, steht auf gegen den rohen Mißbrauch. Robert Owen, einer der größten „der königlichen Unternehmer“, heischt vom Staate Schutz der gemarterten Kinder. Reformen, die sein Gesetzentwurf fordert, hat er in den eigenen Fabriken durchgeführt. Hat glänzende geschäftliche Erfolge dabei erzielt. Dann bereist er ganz England. Dem Baumwoll-Lord, dessen berühmte Betriebe Jedem offen stehen, kann man den Einblick nicht weigern. Mit umfassenden Beweisen tritt Owen vor das Parlament. Er nimmt den Kampf auf gegen die Parole der Zeit: Schrankenlose Gewerbefreiheit. Sein Entwurf wird einer Kommission übergeben. Sie verfährt siebenundvierzig Gutachter. Ihre Aussagen (darunter die Owens) sind in dem Blaubuch von 1816 veröffentlicht. In diesem Blaubuch liest man, das Verbot der Fabrikarbeit zehnjähriger Kinder, der Nachtarbeit Jugendlicher werde die aufblühende englische Textilindustrie in das Ausland treiben, Englands Herrschaft auf dem Weltmarkt untergraben. Liest man, daß zwölfstündige Arbeit in glühend heißen, ungelüfteten Räumen (damals gab es keine gesundheitlichen Fabrikoorschriften) kleine Kinder nicht schädige. Vielmehr vor Verwahrlosung schütze, zum Fleiß erziehe, die Geschicklichkeit ausbilde. Auch stehe es den Kindern frei, wegzubleiben. Sei es Elternrecht, die Kräfte ihrer Sprößlinge zu verwerthen. Eine Beschränkung der Kinderarbeit beeinträchtige die Freiheit, die Arbeiterfamilie, den nationalen Wohlstand.

Trotzdem hat man keinen Grund, die Gutachter von 1816 als beson-

ders kenntnißlose oder hartherzige Menschen zu betrachten. Sie vertraten im Sinn ihrer Zeit Stand und Geschäft, wie sie heute im Sinn unserer Zeit vertreten werden. Man schüttelte auch nicht den Kopf über englische Härte. Ähnliches geschah auch auf deutschem Boden, als auch bei uns die technische Entwicklung einsetzte. Gerade als ein erstes, noch naives, aber nicht vereinzelt Dokument in der Geschichte des Arbeiterschutzes ist dies Blaubuch so lehrreich. Variationen des selben Themas haben seitdem jedes Glied der langen Kette geselliger Eingriffe umklungen. Freilich: man ist heute weniger brutal, weniger naiv brutal als früher. Der Blick ist weiter, das gewerbliche Urtheil gereifter als in den Jahren ersten Staunens über mechanische Riesenkraft. Unter dem Einfluß sozialer Ideen erscheint der Eigentrieb blasser, fränklicher, schämt sich seiner selbst, trägt ein modisches Diplomatenengewand.

Wieder, wie um 1816, stehen wir vor einem Markstein des Arbeiterschutzes. Damals begann man, der Vogelfreiheit der Fabrikarbeit Schranken zu ziehen. Heute gilt es, der zerstreuten Arbeit beizukommen, auch die Heimarbeit unter Staatsaufsicht zu bringen. Ueber ihre Schäden ward genug gesagt. Heilmittel sind empfohlen. Gesetzentwürfe liegen vor. Und die Berliner Handelskammer bläst die Rückzugsfanfare. Einst wird ihr Bericht anmüthig wie heute das alte Blaubuch. Auch die Handelskammer verwirft im zwanzigsten Jahrhundert die Kinderarbeit. Aber; der Staat soll nicht eingreifen, „wenn und so weit Personen in Frage kommen, die selber die Verantwortung für ihr wirtschaftliches Thun tragen.“ Wer sind diese Personen? Männer, hinter denen Schaaren unterbietender Wettbewerber, Noth und Arbeitslosigkeit lauern? Frauen, die nach der Hausarbeit Erwerb suchen müssen, von der Hand in den Mund leben, nie zum Selbstbewußtsein erwachen? Greise, Kranke, Invaliden? Freie Kontrahenten! Heute wie vor einem Menschenalter!

In dem Blaubuch von 1816 verfechten die Unternehmer vermeintliche Rechte, den Augenblicksnutzen gegen einen Kollegen, einen gewiegten Geschäftsmann. Owen ward Schwärmer genannt. Der Bericht der Handelskammer spricht von einer Verkennung gewerblicher zu Gunsten sozialer Gesichtspunkte. Alle amtliche und wissenschaftliche Prüfung: *quantité négligeable*. Verallgemeinerungen „individuellel Erfahrungen, die im engen Zirkel gemacht worden sind.“ Damit thut man die gewissenhafte, Jahrzehnte umfassende Forschung der Gelehrten, staatliche Erhebungen, die Berichte der Fabrikinspektoren ab. An ihre Stelle setzt man, als handle es sich um Neuland, eine ziemlich dürftige Unternehmerenquête, wobei ein Theil der Auskünfte von den Zwischenmeistern stammt. Den Sachverständigen der dritten Gruppe, den Heimarbeitern, sei hiermit Gelegenheit gegeben, sich zur Sache zu äußern. Aber Das haben sie ja längst gethan. Die ganze große Heimarbeit-Literatur läßt die Arbeiterstimmen wiederklingen. Ob sie nun selbst und unmittelbar reden oder durch den

Rund Derer, die ihre Verhältnisse prüften und wiederprüften. Auch die Heimarbeit-Ausstellung war eine Arbeiterausgabe. Eine begrenzte; gewiß. Was aber sagt die Handelskammer ihr entgegen? An entscheidenden Thatsachen nichts. Und sie beweist nur das starke Unternehmerinteresse an einem letzten Unterschlupf der Willkür. Nur einige Hauptpunkte seien hier gestreift, Leitmotive unterstrichen.

Die Handelskammer bringt (Das ist verdienstvoll) Zahlen über den annähernden Umfang der Berliner Heimarbeit. Für die wichtigsten Erwerbszweige: Bekleidung, Papier, Lederwaaren, Tabak zählt sie ungefähr 110 bis 120 000 eigentliche Heimarbeiter. Nach der Ansicht des Berichtes legt solche große Zahl Rücksichten auf, fordert Schonung für eine triebkräftige Gewerbsform. Mit Scheitern, sie legt auch Pflichten auf, fordert Schonung für diese Arbeitermassen.

Man vermißt in der Denkschrift zusammenhängende Tabellen über Arbeitszeit und Löhne. Schlüsse sind gezogen. Sie stützen sich zum Theil auf nicht unansehnliche Berechnungen und Angaben, zum Theil auf sehr begrenztes Material. Deutlich zeigt Das die Erörterung der Arbeitszeit. Sie wird im Durchschnitt auf 8 Stunden täglich für Ehefrauen, auf 11 bis 12 Stunden für ledige Frauen und für Männer geschätzt. Im Wesentlichen nach Angaben von 68 Arbeiterinnen einer Konfektionsfirma. Zwei davon arbeiten 13 Stunden; für 27 (davon beginnt eine um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens und schließt um 10 $\frac{1}{2}$ bis 11 Uhr abends) ist die Arbeitsdauer „unbestimmt“. In der Weißwaarenbranche finden sich unter 38 Angaben Fälle von 13, 14 und ein Fall von 17 Arbeitsstunden bei Wochenlöhnen von 13, 14, 20 und 30 Mark.

Man vergleiche mit den Lohnangaben der Handelskammer die Werke von Gertrud Dyhrenfurth und Wilbrandt, die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über „Die Hausindustrie der Frauen in Berlin.“ Die Löhne sollen in den letzten Jahren gestiegen sein. Die Lebensmittelpreise sind auch gestiegen. Besonders ungünstige Lohnlagen thut der Bericht damit ab, daß es sich um Nebenverdienst handelt. Die bis zum Ueberdruß erörterte Gefährlichkeit unterbietenden Nebenerwerbs für den Arbeitsmarkt bleibt unbeachtet; man plaidirt vielmehr für die Freiheit der Heimarbeit zu Gunsten der Ehefrauen und anderer ans Haus oder an Standesrücksichten gebundenen Personen. In den Berichten der Fabrik- und Wohnungsinspektoren kann man das Nähere über solchen Haussegen nachlesen. Im Großen und Ganzen stehen, malgré elle, die Untersuchungen der Handelskammer mit den Bildern der Heimarbeit-Ausstellung nicht in Widerspruch. Die Arbeitszeit erscheint im Durchschnitt kürzer, der Lohn höher. Aber die Gesetzlosigkeit und ihre Folgen lugen aus allen Zeilen.

Der Bericht kämpft gegen Windmühlen, wo er sich gegen ein allgemeines Heimarbeitverbot wendet. Nicht einmal die Sozialdemokraten fordern es, halten es für möglich. Nicht allgemein sei die Heimarbeit eine rückständige Betriebsform. Wo sie es nicht ist, wird das Gesetz ihre Lebenskraft nicht unterbinden.

Vielmehr sie stärken. Parasitische Krankheitsreize beseitigen. Auch über die Schwierigkeiten der Regelung läßt sich Niemand. Seit Jahrzehnten wägt man in Fachreisen alle Bedenken, alle Für und Wider. Doch die meisten Vorschläge zur Abhilfe weist die Handelskammer zurück. Selbst die in England jetzt mit Eifer durchgeführte Registrirpflicht läßt sie nur bedingt gelten.

Auch die Regelung der Fabrikarbeit hielt man einst für unmöglich. Und wie das Blaubuch von 1816, spricht auch der Bericht von 1906 über die Verdrängung vom Weltmarkt, bekämpft er den gesetzlichen Eingriff mit Rücksicht auf den Arbeiter, seine Rechte und Bedürfnisse. Daß rückständige Arbeiter sich dagegen sperren werden, ist gewiß. (Rückständigkeit ist kein Unternehmerprivileg.) Sperren sich doch gerade die heimarbeitenden Eltern gegen den Kinderschutz.

Der weiße neue Bericht und das alte Blaubuch: ein verwandter Text, eine verwandte Melodie. Nur anders instrumentirt. Ob deutsche Unternehmer sich finden, die für den Heimarbeiterschutz eintreten, wie einst Owen für den Fabrikerschutz? Ob die Gesetzgeber die Lehren der Vergangenheit nützen werden?

Helene Simon.



Mit der französischen Revolution des Jahres 1848 ist die Morgendämmerung einer neuen Weltperiode angebrochen, die durch das von ihr proklamirte allgemeine gleiche Wahlrecht Jedem ohne alle Rücksicht auf irgendwelche Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Antheil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und des Staatszweckes sichert und somit die weder an die Bedingung des Grundbesitzes noch des Kapitalbesitzes gebundene freie Arbeit als das herrschende Prinzip der Gesellschaft einsetzt. . . Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, der Nachlässigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns im Naturzustand, am Anfang der Geschichte, befinden. Die fortschreitende Befiegung dieser Nachlässigkeit: Das ist die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt. In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als Einzelne, Jeder für sich, Jeder allein, geführt hätten oder führen wollten. . . Der Zweck des Staates kann nur sein: durch die Vereinigung die Einzelnen in den Stand zu setzen, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als Einzelne niemals erreichen könnten. . . Dies ist die große Kontinuität und Einheit aller menschlichen Entwicklung, daß nichts Neues in sie hineinschneit, daß in ihr nur immer zur bewußten Erkenntniß gebracht und nun mit Willensfreiheit verwirklicht wird, was seit je schon an sich die unbewußt wirkende organische Natur der Dinge gewesen ist. . . Ohne Leidenschaft wird in der Geschichte kein Stein vom andern gerückt. Ohne Leidenschaft ist keine einzige jener gewaltigen Befreiungen ausgeführt worden, deren Aufeinanderfolge die Weltgeschichte bildet. Das Aufhören aller politischen Leidenschaften im Volksherzen seit 1849, die Versumpfung und Mattigkeit, die seitdem eingerissen sind, sie sind ein Hauptgrund unseres tiefen Verfalles. Die Leidenschaft ist ein Zeichen, daß im Volk das politische Leben von Neuem erwacht. (Lassalle: Ansprache an die Arbeiter Berlins.)

Arthur Rimbaud.*)

Absurde! Ridicule! Dégoutant!*: mit solchen Worten wehrte der damals dreiundzwanzigjährige Arthur Rimbaud ab, wenn man von seinen Versen mit Bewunderung sprach und schüchtern versuchte, ihn der Literatur wieder zurückzugewinnen. Das war nicht der posirte Dégout eines Literaten, der Jugendwerke heftig verleugnet, um alles Interesse auf sein künftiges Schaffen zu konzentriren: es war der harte, unbarmherzige Schlussstrich einer abgeschlossenen Rechnung. Der Dreiundzwanzigjährige hatte damals die Kunst längst hinter sich geworfen. Aus Afrika kam er gerade und war schon in der ganzen Welt gewesen, hatte als Vagabund in Deutschland, England, Belgien gestrotzt, auf den pariser Boulevards mit Schlüsseln hausirt, in Holland den Bauern bei der Mahd geholfen, hatte niedrigste Handlangerarbeit verrichtet, kannte schon die harte Streu der Gefängnisse, die Schauer des Urwaldes. Für die holländischen Kolonien als Soldat verdungen, war er in Sumatra ausgebrochen, hatte in malayischen Dörfern, ein geheßter Flüchtling, sich durchgehungert oder, im Dickicht verborgen, mit Affen und wilden Thieren sein Leben gefristet. Egypten kannte er, Cypern, Sansibar, Aden: überall hatte er gelebt, der Dreiundzwanzigjährige, und Europa schien ihm eng, ein Zuchthaus, ein schmutziger Tümpel. Dann ging er in Länder, die den Namen erst von ihm empfingen, lernte die Sprache der Somaliner und erbeutete jungfräuliche Erde, half den Krieg König Menileks vorbereiten, hat aber Adua nicht mehr erlebt. Siebenunddreißig Jahre alt starb er in Marseille, der weißen Stadt, dem funkelnden Thor des Orients, ein Krüppel mit geballten Fäusten.

Und war mit siebenzehn Jahren schon berühmt gewesen, ein gefeierter Dichter. „Shakespeare enfant“, wie Victor Hugo, der Meister aller Phrasen, ihn taufte. Hatte mit fünfzehn Jahren Gedichte geschrieben, wie „Sensation“, das schönste deutsche Gedicht der französischen Sprache, mit sechzehn und siebenzehn Jahren, „absolument écouré par toute poésie existante“, in den wilden, von aller Aesthetik losgeketeten Versen der „Effarés“ und andere: konvulsivischen Gedichte ein irrlichterndes Land neuer Möglichkeiten eröffnet. Und schließlich, mehr Knabe noch als Jüngling, das unvergängliche „Bateau ivre“, diesen titanischen Traum, Revolte der Farben und phantastische Symphonie siebender Worte, geschaffen, das mir und Manchen als das bedeutendste Gedicht der französischen Literatur erscheinen will. Nebenbei hatte er einmal, mehr ulkend als ernsthaft, ein Sonett über den Farbwerth der Vokale hingeworfen, das heute noch Artistenevangelium in Frankreich verblieb. All diese Kunst aber schuf er achtlos, unwillig fast. Seine Verse wurden von Freunden gesammelt,

*) Im Inselverlag erscheinen nächstens Rimbauds Gedichte (übersetzt von K. L. Amer). Ein Fragment aus der Einleitung, die der junge Lyriker Stefan Zweig, der Dichter der „Frühen Kränze“, dem Buch gegeben hat, wird hier veröffentlicht.

von Freunden gedruckt. Ein einziges Heft, „Une saison d'enfer“, gab er selbst in Brüssel heraus, ließ die Exemplare aber schon am nächsten Tage vernichten; drei, vier Abzüge blieben davon, kleine, schmierige Heftchen auf Käsepapier, durch Zufall erhalten. Die Poesie war ihm nichts. Nur irgend ein Befreiungsversuch, ein Ventil für die drängende überschlüssige Vitalität. Nur ein Versuch unter anderen. Und der erste Versuch. Dann kam die Erotik. Auch sie warf er weg: „La débauche est dégoutante.“ Der Wissenschaft war er verloten: „La science est trop lente.“ Seine Energie konnte nur in Blitzen sich entladen und ließ sich nicht zu gleichmäßiger Wärme dämpfen. Und dann ist er trüg, bei aller Energie. „Quelle siècle à mains!“ höhnt er einmal auf. Der vorsichtige logische Spiralenstieg zu den klaren Erkenntnissen empor droht ihm an: „et il" ardeu.“ Wäghen, mit dem Sprungfeuer der Intuition wollte er den Geheimnissen ins Antlitz leuchten. Statt des Enthusiasmus, den Goethe als erste Bedingung künstlerischen Erkennens rühmt, befeuerte ihn Paroxysmus, der gierige Krampf statt der ringenden Umkettung. Wie ein Fluch bricht die Kraft aus ihm heraus. Wegschleudern will er das Ueberschüssige: zuerst in Gedichte, in Frauen, in Thätigkeit. Es geht nicht. Da sucht er die quellende Gewalt gewissermaßen zu überrufen; wie ein Kranker, dem Schmerz die Eingeweide versengt, rennt und klettert, taumelt und tanzt, Unsinniges beginnt, so stürzt Nimbaud die Länder entlang. Nicht eigentlich planvoll, sondern immer wie aus einem Gefängniß heraus, nur hinaus ins Freie, ins Ferne: der Vierzehnjährige war schon so nach Paris entflohen wie der Zwanzig- und Dreißigjährige in die Zonen des Äquators. Konquistador ist er: der Starke, der mit leeren Händen und heißem Herzen auszieht, irgendwohin. Nicht um des Erfolges willen reizen ihn die Thaten, sondern um des Thuns, um der Betäubung willen. „L'action n'est pas la vie, mais une façon de gâcher quelque force, un énervement.“ Bethätigung braucht er, nicht Spielerei wie die Kunst. Aber kein Kortez rüstet Galeeren, kein Wallenstein sammelt ein Heer, keine Republik hat Platz für junge Generale. Nicht 1793 lebt er, sondern in der Reize eines verarmenden Jahrhunderts. Da wüthet die Kraft anarchisch gegen sich selbst. Einmal träumt er noch den Gedanken der Nacht, den Rausch Balzacs: reich sein, unermesslich reich, die Welt sich kaufen, die man nicht erobern kann. Wie eine Flamme bricht die frühe Prophezeiung aus seinem Buch: „Je reviendrai avec des membres de fer, la peau sombre; sur mon masque, on me jugera d'une race forte. J'aurai de l'or; les femmes soignent ces féroces infirmes retour des pays chauds; je serai mêlé aux affaires politiques: sauvé!“ Aber Manches mißglückt; er erbeutet immer nur Summen, nie ein Vermögen. Die Langweile einsamen Lebens, der Troß der versäumten Kraft saugen ihn langsam auf, die eigene Stärke erwürgt ihn. Der Drang nach Thaten quillt

in seinem Körper auf, Fieber verzehrt seine Seele. Sterbend will er nach Frankreich flüchten, aber an der Grenze schlägt ihn der Tod nieder. Und ohne die Treue und Mühe seiner Freunde wüßte Niemand, daß dieser afrikanische Kaufmann, der, an beiden Beinen amputirt, im marseiller Spital starb, ein Dichter (und einer der größten in Frankreich) war.

liest man die Einzelheiten seines Lebens in Berichten und Briefen, hört man all diese barbarischen Namen nie gesehener Städte, so dämmert mählich die Vorstellung solchen Schicksals in eine neblige Ferne, in eine Traumhaftigkeit hinein. Es klingt ganz wie außer unserer Zeit. Und doch wäre Rimbaud erst ein Mann mittleren Alters. Ich sah in Paris seinen Lehrer aus Charleville, Monsieur Zambart, den Einzigen, der Rimbaud von seiner dichterischen Zeit her kannte, den Einzigen, dessen Erinnerung den Dichter Rimbaud aufzeigt. Der schilderte ihn: frühreif, jähornig, brutal, durchaus männlich, einen Keck mit großen, roten Fäusten, ein Wenig Muskelmensch, in der Schule schon von erstaunlicher, aber sprunghafter Energie. Dazu stimmt das Bild Jantinvatours, wo er hingeflegelt sitzt, einem Arbeiter ähnlicher als einem Dichter, auffallend nur durch die hohe Stirn, über die Adern blau wie Schlangen hinrollten, wenn er in Zorn gerieth. Brutal sieht er aus: und war es auch wohl. Denkt man an das Ende der tragischen Episode Verlaine, als er in Stuttgart am Neckarufer die verzweifelte Diskussion über Religiosität mit einem Stockhieb abschloß, der Verlaine blutig und ohnmächtig hinstürzen ließ, denkt man an dieses merkwürdige Verhältniß überhaupt, in dem er, der Willensmensch, der Mann, „l'époux infernal“, und Verlaine der Träumer, die Frau im Sinn der Unterjochten war, so spürt man Funken des Feuers sprühen, das ihn erfüllte. Proletarische Kraft strammt seine Glieder und hat sie allen Entbehrungen trotzig entgegengestellt. Die Decadence, die Verfeinerung, die krankhafte Ueberreizung, die halluzinative Vision („les vices de son sang gaulois“) war eine rein seelische und hat nie in sein äußeres Leben hineingereicht, das sich ja allmählich mehr und mehr von aller zeitlichen Kultur loskettete; Kosmopolit wie alle Nomaden, ein soziales Phänomen wie die Zigeuner, zugeogelhaft über die Länder hinstreifend, ohne irgendwo Fuß zu fassen, stürzt er, ein einsames Meteor, in die Kultur wie Kaspar Hauser, der vergessen hat, woher er kam, der Keinem mehr angehört und Keinem mehr angehören will. Nur Rimbaud wäre schon merkwürdig allein durch die Thatsache seines Lebens, durch die brüste Verachtung aller Kultur, durch die Ueberwindung alles Europäerthumes, durch ein rein instinktives Leben inmitten der Moralsphären, durch seinen unbändigen Individualismus. Er ist ein Heros innerer Freiheit in unseren Tagen. Ein Desperado des Instinktes.

Den Dichter in ihm hat Zweierlei so groß gemacht: eine Bedingung.

und eine Begabung. Ein Negatives vorerst, ein Ranko: der Mangel an inneren Belastungen. Er war in keiner Weise gehemmt. Nichts band ihm die Hände, nichts war ihm heilig. Stolz sagte er: „J'ai de mes ancêtres gaulois l'idolâtrie et l'amour du sacrilège, tous les vices, colère, luxure, magnifique la luxure; surtout mensonge et paresse.“ Nichts hielt ihn. Familiensinn schien ihm Thorheit, Fessel und Strang: seine Briefe sind wie an einen Bankier geschrieben, Geld, Geld ist ihr steterkehrreim. Patriotismus, Kulturstolz hatte er weggeworfen wie eine faule Frucht: unter dummen Negern lebte er lieber als mit Europäern. Nie zwang ihn Religion in die Knie, Christus ist ihm nichts als der „*éternel voleur des énergies*“. Freundschaft hat ihn nie gefettet, wurde ihm nie mehr als flüchtige Vagantenbrüderschaft. Moral: eine Lächerlichkeit, „*une faiblesse du cerveau*“. Kunst: irgend eine Sorte von Arbeit. Nichts Festes, Solides giebt ihm das Rückgrat einer Weltanschauung, tänzerisch schwebt er über den Abgründen des Wissens. Selbst der frühe Dichter in ihm ist frei. Frei von Aesthetik, von Kunstverstand, frei von konventioneller Belastung. Brutal faßt er die Poesie an und nicht durch zärtliche Liebe zwingt er ihre Hingabe, sondern durch harten Griff. Rücksichtslos sind seine Gedichte und für schwache Nerven nicht geeignet; manche stinken von Armuth, von schmutzigen Kleidern, schweißigen Schuhen, vom Dunst der Latrinen; ein genialer Anäuel realistisch-er Wirklichkeit und zügelloser Phantasie. Vorbildlos sind sie: er fängt Verse zu schreiben an, als sei er der Erste, als sei die durch Tausende vorgedachte Aesthetik zerfallen wie ein Kartenthurm. In dieser blinden Freiheit des Instinktes wächst seine Dichtung eigenartig auf, uneuropäisch, unkonventionell, urwüchsig und groß; germanisch und barbarisch bricht sie in die gallische Hochkultur ein, wie in Völkerwanderungszeiten die wandernden Krajoölker des Nordens in Rom oder Byzanz.

Diese innere Freiheit ist die Bedingung für seine Größe. Dazu tritt nun eine einzigartige Befähigung, die halluzinative Kraft seiner Anschauung. Oder besser: seiner Einfühlung. Denn er umfaßt die Außendinge nicht nur gewissermaßen dimensional, sondern läßt sie in sich mit all ihren Qualitäten eindringen, er sieht sie nicht nur, er hört sie, schmeckt sie, riecht sie, befühlte sie und durchdringt sie. Sein Auffassungsvermögen schluckt die Dinge ein wie ein gurgelnder Strom, gierig, fast gesträbig: und er verzehrt sie auch im künstlerischen Sinn, er saugt ihre Essenz aus, genießt ihre schwindendsten Nuancen, sie dringen bis in sein Blut. Und so tief, so vehement saugt er alle Sinnesindrücke ein, daß ihre geordneten Stränge zerreißen, die Qualitäten sich verlieren: Duft, Ton, Farbe, Stoß, all Das rinnt in einander, berührt sich in jener untersten Schicht, wo kein Wissen mehr ist, sondern dumpfes Empfinden einer Betastung von außen, gereizter Instinkt. In dieser Tiefe und Behemmenz des Einfühlungsvermögens sind die dann auch dichterisch entäußerten Zusammen-

Mänge der verschiedenen Sinneindrücke begründet, die schon Baudelaire in seinem berühmten Sonett „La nature est un temple“ dunkel vorgeahnt hat.

Nur natürlich ist, daß eine solche innere Zügellosigkeit, eine so brennende Begehren des Kolorits, eine so schäumende Fülle des Ausdrucks bald das Gefäß, die traditionelle französische Versform zersprengen mußte. Nur der Vierzehnjährige schreibt noch den wohlgezogenen Alexandriner. Bald aber fließen die Zeilen über im Enjambement, die Reime springen herb ab, gährende Empfindungen blähen die schwankenden Zeilen auf: und bald haut er die zerschmetterte Form hin. Zuerst nur revolutionär, in der Verwendung von Assonanzen, Freiheit der Reime, wird er bald anarchisch und wirft alle Form über den Haufen, schreibt die wild hinströmenden Prosagedichte der „Illuminations“ ihrer eigenen wilden Melodik nach. Eine Prosa, die an Kunstwerth das Höchste der Poesie ist, groß wie die Zeilenkatarakte des Walt Whitman, wie die Dionysischen Ekstasen Nietzsche's. Innerlich von der Kultur befreit, kommt er den stammelnden Urlauten wieder nah, religiös in einem tieferen Sinn, rhapsodisch und predigerhaft: kaum giebt es eine merkwürdigere Stilähnlichkeit des Zufalles als die beiden, fast gleichzeitigen Bücher der einsam Gewordenen, von der Welt Befreiten, als „Une saison d'enfer“ und „Zarathustra“. Rimbauds Wortkraft wird allmählich phänomenal, die Worte schwellen an unter seiner Hand: der graue Gallert der Begriffe saugt sich vampyrhaft mit Blut an und schillert nun, von Farben bis zum Bersten geschwellt, in nie gesehenem Licht. Die verbrauchtsten Worte werden neu, knistern elektrisch und sprühen plötzlich wilde Funken. Unerwartet schnellen sie auf, überraschen und zwingen wieder, noch ehe man sie logisch faßt. Und sind dabei nicht edle Worte, sondern manchmal aus dem Argot der Straße geklaut, der Wissenschaft weggerissen, oft erst neu gestanzt. Stolz kann er sagen „J'écrivais les silences, les nuits, je notais l'inexprimable. Denn Unerhörtes hat er im Umkreis der drei Jahre vollendet, in einem Alter, da Andere noch in dumpfer Thorheit sich mit dem nachschleppenden Reg der süßen Jugendeseleien balgen. Mit fünfzehn Jahren hat er „Sentiment“ geschrieben, das schlicht schönste Gedicht der französischen Sprache. Mit sechzehn „Les chercheuses des poux“, dieses diabolisch schöne, im Innersten pervertsche Gedicht, das man wollüstig schauernd empfindet wie eine fühle Hand, die den Rücken herabstreift. Immer mehr werden die Zeilen blutgeädert, die Rhythmen unbändiger, die Phantasien unerhörter; und mehr und mehr beginnen sie sich schon über den Rand des Lebens hinauszuheben, nur noch Spiegelflächen unbekannter Welten entgegen. Die Halluzination trägt ihn jäh über die Möglichkeiten. Rimbaud hat (um bei einem Bild seines Lebens zu bleiben) als Künstler mit fünfzehn Jahren Frankreich, mit sechzehn Europa verlassen. Und steuert nun der zügellosen Pracht des Orients entgegen, den gaukelnden Nächten anderer Sternkreise, der schwülen Wollust tropischer

Sphären. Und wie die rothe Fahne der Anarchie weht über der französischen Lyrik sein ewiges Gedicht „Le bateau ivre“ die große Revolte der Farben, der Sieg der entfesselten Sinne. Das ist ein stuhrender Katarakt ineinander-gischtender Bilder, ein lodender Abgrund, in den diese Erkenntnisse aus apokalyptischen Himmeln gestürzt zu sein scheinen. Eine Vision, deren Sinn man erst nachträglich aufführt; zuerst taumelt man hin unter den Keulenschlägen der Bilder. Nur auf den Zeichnungen des William Blake finden sich noch ähnliche fiebrige Visionen. Diese Länder, die von singenden Fischen durchzogen sind, das blutende Sternengewölbe, die Riesenschlangen, von der Brut der Wanzen zerstreut, die Blumen mit den Pantheraugen, die silbernen Sonnen, dieser Traum „im Gedichte des Meeres“: welche unbegreiflichen Opiate, welches brennende Fieber hat all Das gezeugt? Und doch ist er irgendwie innig mit dem Leben verknüpft, in verborgensten Wurzeln; schreckhaft, wie ein lodrender Gipfel über der niedersenkenden Lavafluth, bricht jäh der Ausschrei hervor: „Jo regrette l'Europe aux anciens parapets“. Der tiefste Kern dieses Traumes ist schon die Vorahnung des später erfüllten Schicksal. Hier lebt sich seine letzte Sehnsucht aus: ein „voyant“ zu sein, Magier, der mit Urkanen die Träume der Zukunft findet. Er wußte sie. Sein künftiges Leben stand in diesem Gedicht, stand schon in anderen wie durch mattfarbige Scheiben leuchtend. Zwanzig Jahre vor der Erfüllung. Es ist ein unerhörter Triumph innerer Bestimmung, sublimste Möglichkeit, das erst Wachsende im Kunstwerk schon erfüllt zu zeigen. Und ist auch eins seiner letzten Gedichte. Sein Athem ging so heiß, daß das Wachs unter seinen Händen schmolz, statt sich der Form anzupassen. Die Literatur, die Kunst waren zu schwach, um das Unausprechliche ganz sagen zu lassen. Und so warf er sie weg. Mit achtzehn Jahren.

Wien.

Stefan Zweig.



Sicheres Leben.

Da ich so liege auf belaubtem Hügel,
 spür ich mein Leben so, wie dort die Sonne
 ganz leise rückt, wie Schatten leise rückt.
 Nichts wird geschehn. O wie beruhigt bin ich,
 Berge wie Hunde schlafend und doch wachsam,
 der ewige Fluß, Brücke und Hausgebälk,
 dem bin ich hingegeben und es wird mir,
 als säh' ich auf dem Bug der schlanken Straße
 ganz weit, ganz klein Tobias und den Engel
 mit schönem Schritt in diese Landschaft treten.

Wien.

Max Mell.



Fastenzeit.

Gute Börsenwige, an denen früher nie Mangel war, sind rar geworden. Die Herren, die täglich in die Burgstraße wanken, sind schon lange nicht mehr zu Späßen gestimmt. In Dippels Hallen siehts trist aus. Die großen und die kleinen Macher zeigen gelangweilte Gesichter. Nicht erst seit vorgestern. Ist der Niedergang der Börse wirklich kein leerer Wahn? Haben die Banken schon alle Macht an sich gerissen? Jedenfalls werden sie von den Börsenleuten nicht geliebt. Der kleine Spekulant fühlt sich als Rull. Nur die Eingeweihten machen die Geschäfte; der Mitläufer kann froh sein, wenn er ein Bröckchen von der Mahlzeit der Großen erhascht. Die Abwicklung der Fusion Phönix-Nordstern ist typisch für den Stand des Geschäftes. Da die Börse nichts Besseres zu thun hat, schimpft sie über die Vorgänge, die sich hinter den Coulissen abgespielt haben. „Die Geheimnisse eines Berliner Klubs“: so könnte der Titel des Skandalgeschichtchens lauten. Hauptperson: Der Inhaber eines nicht unbekanntes Kölner Bankhauses (Sal. Oppenheim jr. & Co. ist es nicht). Die Herren sitzen beim Carté; statt Atout und Sole hört man Phönix und Nordstern. Beim Kartenspiel ist die Fusion „finanziell vorbereitet“ worden. Hier wurde der Tip „Nordstern kaufen, Phönix verkaufen“ ausgegeben, bevor die misera plebs noch ahnte, daß Etwas im Werke sei. Erst wurde von „Maßgebenden“ der Kurs gemacht; dann bildete man das Uebernahmekonsortium; und das setzte weislich den Preis fest. Ein umfangreiches Agiotagegeschäft: erst die Eingeweihten, dann das Finanzkonsortium; die ahnungslosen Nordsternaktionäre haben ihre Papiere verkauft, als der Kurs eben zu steigen anfing, und die Phönixleute müssen die Fische bezahlen. „Unerhört, daß mans ohne die Coulisse gemacht hat!“ Ein Trost ist, daß auch die Größten mal hereinfallen können. Die Deutsche Bank fühlte sich von der Berliner Handelsgesellschaft gekränkt. Wer lacht da? Hohenlohe-Remoires, unliebsamer Art, just so wie die des Onkels Chlodwig. Die Hohenlohe-Werke haben einen schlechten Ausweis veröffentlicht; eine nachsichtige Interpretation, die den Schmerz mildern sollte, blieb ohne Wirkung. Von diesem ungünstigen Ergebnis hat die Deutsche Bank angeblich nichts erfahren, trotzdem die Handelsgesellschaft natürlich wußte, wie der Hase laufen würde; und im ersten Kergee über diese „Wahrung des Geschäftsgeheimnisses“ hat die Deutsche Bank sich durch den Verkauf des nicht unbeträchtlichen Postens ihrer Hohenlohe-Aktien gerächt. Ein anderes Bild. Der Darmstädter Bank gehts nicht gerade herrlich. Vielleicht würden die Herren von Alving und von Simson ihren früheren Kollegen gern nach Afrika begleiten. Aber er müßte schon jetzt reisen. Dar-es-Salaam wäre in den Tagen der Bilanzveröffentlichungen und Generalversammlungen gewiß kein schlechter Aufenthalt. Armer Kolonialdirektor! Die schlimmsten Befürchtungen, sagt man, seien übertroffen. „Heilburg oberkauft. Die Bank sitzt in der Tinte. Erst hat er ihr allen möglichen Kram aufgeladen und jetzt weiß sie nicht, wie sie das Zeug loswerden soll.“ Die Schwarzseher köhnen, die Dividende der Darmstädterin könne diesmal gewiß nicht mehr als 6½ Prozent, also 1½ Prozent weniger als im vorigen Jahr, betragen; und sehr Optimistische schätzen die kommende Rente auf höchstens 7½ Prozent. Ich glaube nicht, daß die Verwaltung die Bank durch eine allzu fühlbare Dividendenkürzung diskreditiren wird. Vielleicht giebt sie mit ruhigem Gewissen wieder 8 Prozent. Heilburg hat vom höchsten Kurs des vorigen Jahres freilich 50 Prozent verloren; jetzt solls aber dort etwas besser stehen und der kluge Geheimrath Kempner wird, als „Kaligraph“, die Sache schon deckeln. Die Deutsche

Bank soll für eine Million Mark Geldburg-Aktien erworben haben. Als Geldburg sanirt wurde, gelang es der Darmstädter Bank, die der Deutschen nahestehende Hilbesheimer Bank von der Tafel wegzudrängen, auf der man die feinsten Bissen vermutete. Die Deutsche hätte der Darmstädterin also jetzt heimgezahlt, was ihr damals von Dernburg angethan ward. Ersetzt ist der berühmte Dernhard noch nicht. Der Geheimre Oberfinanzrath Maximilian von Klipping ist ein würdiger Herr und vielleicht ganz geeignet, die Darmstädterin wieder in die alten Bahnen gemächlichen Arbeitens zurückzuführen. Lewin, der Deutsch-Luz kontrollirte und als ziemlich geschickt galt, ist ausgeschieden. Mit ihm ging der Kaiserliche Bankdirektor a. D. Paul Rump (der bei den Angestellten nicht beliebt war) und nun regiren die Herren von Klipping und von Simson. Leicht haben sie's nicht; und alles Industrielle ist ihnen recht fremd. Ihr Geschäftsbericht wird schon lange mit Spannung erwartet. Wie wird Dernburg nach der Veröffentlichung aussehen? Man darf nicht verschweigen, daß die ernstesten Bankleute, die nach den ersten Erfolgen der Exzellenz halbigen, jetzt wieder recht skeptisch über den Mann urtheilen und behaupten, er komme von dem System Geldburg nicht los und werde auch künftig „auf Glanz arbeiten“. Die Zeit wird lehren, wer Recht hat. Daß Oberstein, der nach einem Souper im Zoologischen Garten Dernburgs Eintritt in die Regierung vermittelte, sich erschossen hat, nahm die Börse als ein böses Omen.

Wenn sie wigig wird, ist die Börse jetzt überhaupt recht boshaft. Die Berliner Handelsgesellschaft wird von ihr das Treibhaus genannt. Hohenlohe, Riebeck Montan und Thiederhall: drei arge Enttäuschungen. Die Sachen sind gut, aber die Kurstreibererei mußte unerfüllbare Hoffnungen wecken. Doch bei dem hohen Diskont geht das Geschäft einer Großbank schließlich von selbst. So lange man die Debitoren mit 7 und 8 Prozent Zins besaßen kann, sind 3 bis 4 Prozent aus der Differenz mit den für die Einlagen zu vergütenden Zinsen mühelos verdient. Vom Hypothekendarbankdirektor sagt man, er habe seinen Jahresgewinn zum größten Theil schon verdient, wenn er am zweiten Januar aufwacht; wird der hohe Geldsag zur dauernden Einrichtung, dann ist für den Direktor einer anderen Bank das Leben fast eben so bequem. Erschwert der theuere Geldstand das Effektengeschäft, so läßt der Ausfall sich ertragen, da die Banken das Hauptgewicht ja auf das reguläre Geschäft legen und von Konjunkturgewinnen deshalb nicht abhängig sind. In Jahren, die, wie 1906, größeren Finanztransaktionen nicht günstig sind, kann man immerhin ältere Bestände abstoßen und Gewinne realisiren. Siehe die Nationalbank für Deutschland. Die Dividende um $\frac{1}{2}$ Prozent erhöht (was sich, wenns ihr nur auf den Börseneffekt ankommt, natürlich jede halbwegs solide Bank zu leisten vermag) und keine merkbare Verschlechterung der Liquidität. Ein Ergebnis, mit dem man zufrieden sein kann. Wechsel, Zinsen und Provisionen habens geschafft. Effekten- und Konsortialgeschäfte brachten 500 000 Mark weniger. Was verdient wurde, ist zum großen Theil wohl der Canada-Hauffe zu danken, die gerade noch bis zum Jahreschluß anhielt. Für die Nationalbank, die Protektorin von Canada-Pacific, wars natürlich eine gute Gelegenheit, mit Nutzen zu verkaufen. Seit Ultimo Dezember ist der Haufferummel auf dem Canada-Markt aus; der Kurs ist um 20 Prozent niedriger. Der Ruhm, die Canada-Sache „gefangert“ zu haben, wird Herrn Martin Schiff, der vom Stellvertretenden zum ordentlichen Direktor aufgerückt ist, zugeschrieben. Einem Schügling des ruhig und verständig arbeitenden Direktors Stern, der durchaus nicht, wie Manche angenommen hatte, vom Geheimrath Witting in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Herr Schlitter von der Essener Kredit-Anstalt, der in die Direktion der Deutschen Bank eingetreten ist, beneiden die vergrämten Börsenleute um seine immer gleich gute Laune. „Dem hängt der Himmel voll Weigen“, heißt; aber auch: „Der weiß selbst nicht, warum er von Essen nach Berlin geholt worden ist.“ Kloenne soll amtsmüde sein, Gewinner ist schon lange nicht mehr recht gesund und Roland-Lüde war mehrmals zu Erholungspausen gezwungen. Auch am anderen Ende der Behrenstraße giebt's Umzüge. Herr Ministerialdirektor Hoeter hat sich vor Dortmunder Union, Luther Maschinen, Bochumer Bergwerk aus dem Hohen Rathe der Diskontogesellschaft geflüchtet; sehr behaglich hat er sich als Geschäftsinhaber wohl nie gefühlt. Dem alten Geheimrath Hartung, der aus dem Schaaffhausenschen Bankverein geschieden ist, mag die Würde der Würde schwer geworden sein, seit Eugen Gutmann über Dresden-Schaaffhausen regirt. Mit den Grundzügen dieses Selbstherrschers kann sich nicht Jeder befreunden. Und vielleicht ist's richtig (was Manche vermuthen), daß der Schaaffhausensche Bankverein allmählich wieder an den Rhein zurückgedrängt werden soll; dann könnte er, ohne Ablenkung, das Rheinland und Westfalen scharf kontrolliren.

Ob aber aus der Industrie fürs Erste noch viel zu holen sein wird? In Fusionen wird noch Einiges verdient werden. Natürlich nur von den Eingeweihten. Nicht nur in der Montanindustrie. Herr Eugen Landau hat lange keine Fusion vermittelt; am Ende versucht er's nächstens im Reich der Brauereien. Eifrig werden alle Anzeichen registriert, die auf einen kommenden Krach hindeuten: Rückgang der schottischen Eisenwarrantpreise; Unbehagen auf dem russischen Getreidemarkt; ständige Krisengefahr in New York. Bei all diesen Befürchtungen lebt die Spekulation von der Hand in den Mund. Der kleinste „Schluß“ wird wie ein Sieg angestaunt. Woher soll's denn auch kommen? Auf Kurssteigerungen ist für nahe Zeit kaum zu hoffen: also wird auch nicht viel gekauft und die kleinen Leute müssen fasten. Man merkt's sogar am Besuch des Börsenrestaurants. In Haußezeiten ist da kein Platz zu bekommen. Wenn die Geschäfte flau gehen, wird im Stehen gefrühstückt. Der kleinste Galopin ist denn auch längst von der Nothwendigkeit einer Reform des Börsengeschäftes durchdrungen; und wie ernst es den Leuten mit der Sache ist, hat jüngst ein Praktiker in Schmollers Jahrbuch ausgesprochen. Daß von dieser erhabenen Warte aus ein Börsenmann zum Volk der Intellektuellen sprechen durfte, war an sich schon ein Ereigniß. Er fragte: „Wie kann die Börse mehr der Allgemeinheit dienlich gemacht werden?“ Die Klage des Schreibers hat man in den drei Sälen des Börsenhauses oft gehört; nur nicht an den Wänden, wo die Großbanken ihre Plätze haben. Die Bankkonzentration, heißt überall, ist der Tod der Börse. Der Praktiker macht neben einigen mehr gut gemeinten als gut erwogenen Vorschlägen einen, der mir der Prüfung werth scheint. Um zu bewirken, daß die Großbanken nicht allzu viele der ihnen ertheilten Aufträge, wie sie jetzt thun, ohne Mitwirkung der Börse den Kursmaklern geben, sollen die durch die Kursmakler vermittelten Geschäfte niedriger besteuert werden als die Aufträge, die die Banken in sich kompensiren. Dadurch würden die Banken, die durch zu hohe Provisionssätze Kunden verlieren könnten, genöthigt, wieder mehr mit der Börse zu arbeiten. Der Gedanke ist nicht schlecht und kann (was besonders wichtig ist) verwirklicht werden, ohne daß den Banken daraus ein Nachtheil erwüchse. Die Großen brauchen ihm also nicht zu opponiren. Läßt man die Dinge wie bisher gehen, so kann der Tag kommen, wo die Frage nach der großmächtigen Börse mit der bekannten Märcheneinleitung beantwortet wird: „Es war einmal...“ La b o n.

Circus BuschTäglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr**ROM**

Große Original Ausstattung-Pantomime in 7 Bildern.
Novello-Truppe. Indien in Berlin.
Die Manello Marnitz-Truppe. (Akrobaten).

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

Ist das  allein echte Karlsbader Salz. 

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Riviera-Fahrten der Hamburg-Amerika Linie**Genoa-San Remo-Monaco-Nizza**

vom 10. Januar bis 3. Mai 1907

von
Genoa via San Remo-Monaco nach Nizza

und umgekehrt

mit Salondampfer „Prinzessin Heinrich“!

Ablahrt von Genoa	jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend	9 ⁰⁰ Uhr morg. mitteler. Zeit
„ „ San Remo	2 ⁰⁰ Uhr nachm. „	2 ⁰⁰ Uhr nachm. „
„ „ Monaco	2 ⁰⁰ „ „ Pariser „	2 ⁰⁰ „ „ Pariser „
Ankunft in Nizza	4 ⁰⁰ „ „ „	4 ⁰⁰ „ „ „
Ablahrt von Nizza	jed. Montag, Mittw. u. Freitag	9 ⁰⁰ Uhr morgens Pariser Zeit
„ „ Monaco	10 ⁰⁰ „ vorm. „	10 ⁰⁰ „ vorm. „
„ „ San Remo	12 ⁰⁰ „ nachm. mitteler. „	12 ⁰⁰ „ nachm. mitteler. „
Ankunft in Genoa	5 ⁰⁰ „ „ „	5 ⁰⁰ „ „ „

Für diese Fahrten (ganze Strecken und Teilstrecken) werden einfache Fahrkarten und Rückfahrkarten, letztere für die ganze Saison gültig, durch alle größeren Reisebureaux, durch unsere Hauptagenturen und durch unsere Agenturen in Genoa, Nizza, Monte-Carlo, Mentone und San Remo ausgegeben, auch an Bord sind diese Karten erhältlich. — Zusammenstellbare Rundfahrtscheine sind bei den Ausgabestellen für zusammensetzbare Fahrtscheine, sowie in den Reisebureaux erhältlich. Genaue Fahrpreise und sonstige Einzelheiten siehe besonderen Riviera-Prospekt des

Seebüro-Dienstes
 der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9,
 Johannisbollwerk 1b.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 22 und Montag, den 25/2.
Der Kaufmann von Venedig.
Sonnabend, den 23. und Sonntag, den 24/2.
Romeo und Julia.

Kammerspiele.

Freitag, den 22/2. **Gespenster**
8 Uhr
Montag, den 25/2. **Hedda Gabler.**
8 Uhr
Sonnabend, den 23. u. **Frühlings Erwachen.**
Sonntag, d 24/2. 8 U.
Weitere Tage siehe Anschlagstule

Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.
Eine lustige Doppel-Ehe
Sonntag, den 24./2. 8 Uhr. **Der Hochtourist.**

Theater des Westens.

Freitag, den 22. Sonntag, den 24. und
Montag, den 25/2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
Der Schwerenöter v. Anno Tobak
Sonnabend, den 23/2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Undine.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 22/2. **Neisser Porzellan.**
Sonnabend, den 23/2. 1. Gastspiel:
Suzanne Després in Phédré.
Sonntag, den 24/2. 2. Gastspiel:
Suzanne D. sprés in Maison de Poupée (Nora)
Weitere Tage siehe Anschlagstule

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, den 22. u. Sonntag, den 24./2. 7 $\frac{1}{2}$ U.
Die lustig. Weiber v. Windsor.
Sonnab., d 23/2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Waffenschmied.**
Montag, den 25/2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Fra Diavolo.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Der Teufel lacht dazu
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Holtzender.
Bender. Nassary.
Joseph. Giampietro.
Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.**

Gebildete Menschen

beurteilen das von
Dr. med. M. Bonnefoy
geschriebene
Buch:

Die Auffassung der Nerven- u. Geschlechtskrankheiten

als
eine crasse,
bedeutsame und
wirklich lesenswerte
Eruorschelung. —

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen
od. direkt (Briefm.) vom Verleger

Dr. M. Bonnefoy, Gené (Schweiz) 12

Sozialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Neßlendorferplatz Anfang 8 Uhr.
Freit., d. 22., Sonnab., d. 23., Sonnt., d. 24./2.

Herthas Hochzeit.

Montag, d. 25./2. Beginn d. Kainz Gastspiele.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Holkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 22. und **Tosca.**
Sonntag, d. 24./2. 8 U.
Sonnabend, d. 23. u. Montag, d. 25./2. 8 Uhr

Romeo u. Julia auf dem Dorfe.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 22./2. 8 U. Ein idealer Gatte.
Sonnabend, d. 23./2.

Die Kralle

7 1/2 U. Premiere
Sonntag, den 24. u. Montag, den 25./2. 8 U.

Die Kralle.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.

Husarenfieber

Sonntag, den 24./2. Nachm. 3 Uhr.

Unsere Käte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag über. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Acuss. günst. Beding.
Off. unt. B. M. 295. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.



echte billige
Briefmarken
nach Prof. Dr. E. H. S. 2
Gebrüder Herbst & Co.
MAX HERBST Hamburg, 36.

Zu Max Klingers 50. Geburtstage

erschien in unserem Verlage:

PAUL KÜHN

MAX KLINGER

Mit einer Lichtdrucktafel und 104 Abbildungen.

Preis geheftet M. 18.—, elegant gebunden M. 20.—

35 numerierte Exemplare haben wir auf allerfeinstem Kunstdruckpapier abziehen
und in Ganzpergament binden lassen Preis dieser Exemplare je M. 40.—

Der Verfasser gibt in diesem Buche eine abgeschlossene, planvolle Darstellung von Klingers bisherigem Schaffen in seiner genialen Vielseitigkeit. Klinger steht auf der Höhe seines Lebens; noch schwankt sein Charakterbild im Urteile der Zeitgenossen, alle aber erkennen ihn als eine der grossen Persönlichkeiten, den Repräsentanten der bildenden Kunst an. Dieses reiche Schaffen an der Hand eines sachkundigen Führers kennen zu lernen, einen unvergleichlichen Entwicklungsgang von den ersten Federzeichnungen der Jugend bis zu den letzten grossen Schöpfungen, die das Atelier Klingers verlassen haben, bis in alle Feinheiten künstlerischer Arbeit zu verfolgen, dürfte gerade deshalb allen Freunden der bildenden Kunst von Wert sein. Klinger lässt niemanden gleichgültig; jedes seiner Werke fordert heraus, Stellung zu ihm zu nehmen. Und so steht er recht im Mittelpunkt unserer schaffensfrohen Kunstperiode.

VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG

Waldpark-Sanatorium**Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.**3 Spezialärzte. — Winterkuren.
Sämtliche mod. Kurmittel. Aller Comfort. Prospekte. Besitzer: Dr. FISCHER.**Blasewitz bei Dresden.**Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.**Gallensteinkranke**

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.**Dr. Ziegelroth's Sanatorium**

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).**Kurhaus Schloss Tegel-M. bei Berlin.**

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.

Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und
Beschäftigungskuren.**Dr. J. Marcinowski.****VERFASSER** v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Wiegand.**Elektr. Kuren**wirken
in alle andern Kuren.
Gewalt. Erfolg. Selbst-
beherrsch. Apparate durch
mich z. bez. Prosp. grat.
J. G. Brockmann
Dresden, Mostisday 5.**Ermahnung.****Gebt Euren Mädels und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.****Poetko's Apfelsaft** ist süßiges frisches Obst. Alkohol-
frei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheits-
getränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen,
à 30 Fl. z. 40 Pf., Anseise 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.**Ferd. Poetko, Guben 18.**

Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

Niederschlesische**Elektricitäts- und Kleinbahn-Actien-Gesellschaft.****M. 5 000 000.—** auf den Inhaber lautende Aktiender
Niederschlesischen Elektricitäts- und Kleinbahn-Actien-Gesellschaft
zu Waldenburg i. Schl.

5000 Aktien à M. 1000.—, No. 1—5000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Pro-
spekte sind bei mir erhältlich.

Berlin, im Februar 1907.

Abraham Schlesinger.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

☛ Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrensässen, Schlössern, Villen, Eärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnausstattungen.

Cabinet-Comet
Graeger
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a.M.

Findiger, wissensch. gebild. Kopist
 (auch musikal. konservator,
 gebild. m. Schreibern, überr. zu soliden
 Preis. d. Uebertrag. v. Manuscripten
 wissensch. Werke. Näheres untl. Schreib-
 maschine 1855, a. d. Exp. d. Zukunft, Seite 38, 48.

Schockethal

b. Cassel. Nerven. Nasser. I. Wolff. Bräu. G. Erlage.
 Wasserhose. Preis. Tel. 151 auf Cassel. Dr. Schramm's Hof.

Winterkuren — Frühjahrskuren



Oberwaid
 b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
 auch zur Erholung u. Nach-
 kur. Physikal.-diätet. Heil-
 weise nach Dr. Lahmann.
 Subalpines mild. Klima. Herrl.
 Lage. Illustrierte Prospektbrief.

Fusschweiss auch Hand-
 Achselchweiss
 sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
 Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
 Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
 Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spielplatz.

Deutsche Hypothekenbank

(Actien-Gesellschaft) zu Berlin.

Aktien-Kapital M. 15.000.000.—
 Reserven und Vorträge M. 4.489.350.23

Gezahlte Dividenden:

1901—1903 je 6 1/2 %, 1904: 7 %, 1905: 7 1/2 %, 1906: 7 1/2 % vorgeschlagen

Am 31. Dezember 1906 betragen:

die hypothekarischen Darlehensforderungen M. 194,375,853.62

Kommunaldarlehensforderungen „ 8,416,305.64

die bis zu sechs Tage ausgegebenen

Hypothekendarlehen M. 181,685,200.—

Kommunalobligationen „ 6,935,300.—

Die Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft) zu Berlin bringt in Gemässheit
 ihrer Veröffentlichung im Deutschen Reichsanzeiger

M. 20,000,000 4% Hypothekendarlehen Serie XV/XVI

zur Ausgabe. Dieselben bestehen aus:

M. 10,000,000 Serie XV, unkündbar und unverlosbar bis 2. Januar 1917,

(mit Januar-Juli-Zinsscheinen).

M. 10,000,000 Serie XVI, unkündbar und unverlosbar bis 1. April 1917.

(mit April-Oktober-Zinsscheinen).

und sind zum Handel und zur Notiz an der Börse zu Berlin zugelassen. Die Einführung
 an den Börsen zu Frankfurt a. M., München und Augsburg ist eingeleitet.

Voranmeldungen auf obige Pfandbriefe werden

bis 23. Februar 1907 zum Kurse von 100,60 Prozent

bei uns u. uns. sämtl. Pfandbriefverkauf- u. Einzelumschlagstellen entgegengenommen.

Eine notwendig werdende Reduzierung der angemeldeten Beträge bleibt vorbehalten.

Die Abnahme der zugestellten Beträge findet vom 23. Februar bis 15. März 07 statt.

Berlin, im Februar 1907.

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft).

Boosezoerney.

Dr. Hirte.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke
500,— M. compl.

mit Benzol

50% Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H.
Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr.: Special-Bank.

Telefon Amt I, 9516, 9641, 9 30

An- u. Verkauf von Actien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für deutsche Kolonialwerte. Ausführl. Kusszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenfrei zur Verfügung.

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen**Waldemar Stahlknecht**
Neuhaldensleben

Kunstlosam. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe
u. **Blumenkübel**

(in Terrakotta)

schiefergraue,

geschliff. Fonds

Pol. plast.

Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!



Erhältlich in den Luxusgeschäften. Wenn nicht auch direct.

Die Hauptströmungen
der **Literatur d. 19. Jahrhunderts.**Von **Georg Brandes.**

6 Bde. 9. Aufl. 05. 25 M. Leinwbd. 30 M.

Dasselbe: Wohlf. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde.

Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 519 Seiten

10 M., Leinwbd. 11,50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und

sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Geschäftliche Mitteilungen.

In unserer Zeit, in der das Berufsleben besonders hohe Anforderungen an unsere Gesundheit, vor allen Dingen an unsere Nerven stellt, ist die Erhaltung und Stärkung des gesamten Organismus eine der obersten Pflichten. In weiten Schichten der Bevölkerung trifft man auf Zeichen der Unterernährung, vor allen Dingen auf Mangel an Eiweiß in der menschlichen Nahrung, zuweilen auch auf Ueberfütterung mit tierischem Eiweiß. Neuerdings ist man in Aerztekreisen auf ein Präparat*) aufmerksam geworden, das aus reinem natürlichen Eiweiß mit einem natürlichen Gehalte an **Leucin** (dem Hauptbestandteile der menschlichen Nervensubstanz) besteht und das aus feinstem Weizenmehl gewonnen wird, von sauberster und einwandfreier Herkunft, vollkommen verdaulich und völlig reizlos ist. Das Präparat bildet neues Blut, setzt neue Körpersubstanz im Organismus an und kräftigt den gesamten Organismus, vor allen Dingen die Nerven. Ein besonders gutes Kräftigungsmittel ist es nach allen zehrenden Krankheiten, bei beginnender Tuberkulose, bei schlechter Ernährung, bei Blutarmut, Bleichsucht und Schwächezuständen. Das Präparat ist in Apotheken erhältlich und ist (was sehr wichtig ist) so niedrig im Preise, dass es jedem zugänglich ist und nur eine Ausgabe von 15 bis 20 Pf. pro Tag erfordert.

*) Dr. Klopfer-Gildine. (Nahrungsmittelfabrik Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz)

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.

Essener Niederlassung: Mänthesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf, Teleg.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerksvertr. Hannover; Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122, Essen 39, 313, 1063. Hann. ver 55 2046, 2014.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)

	Kauf %	Verk. %
Borneo-Kautschuk Compagnie...	—	105
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	128	135
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges. .	17	21
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant. .	95	—
do. Vorz.-Ant.	98	104
Deutsche Hdl.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	170	176
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	175	182
Deuts. h. Samoa-Gesellschaft ...	—	81
Jahrbt-Gesellschaft... .. .	295	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100
„Meany“ Pflanzungsges., A.-G.	—	87

(unt. Vorb)

	Kauf %	Verk. %
Moliwe Pflanzungsgesellschaft	81	86
Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	—	100
Ostasiatische Handelsgesellschaft	45	50
Safata Samoa-Gesellschaft	—	106
Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	100
Sakarra-Kaffee-Plantagen-Akt. ...	17	18
Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	29	32
„Victoria“, Westafrikan. Pfl.-Ges.	30	38
Westafrikan. Pflanzungsgesellschaft „Bibundi“, St.-Ant.	60	65
do. Vorz.-Ant.	95	100

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. Abgeschlossen 15. Februar 1937.

Nervenschwäche der Männer
Austführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzulösen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit 1890. Auf irrtümliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Wissenswertes
für Denkende. Höchst lehrreiches Buch. Preis M. 1,20. Preis. üb. Bücher gratis. R. Oeschmann, Konstanz No. 518.

Belehen

Serenissimus?

Mit Ziemer
Liquor
Cognac

Essentialer Cognac

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-Tönchen-Siphon

8 Liter Inhalt

Münchener Pilsner-Urquell
Culmbacher
Nürnberger.

Genannte Biere auch in 1,2,3,4, 6 Literfassern.

Füllung Mk. 1.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Der logische Beweis

*für die Bedeutung und Größe eines Champagnerhauses
ist einzig und allein die Angabe seiner jährlichen*

Ver sandt ziffer.

*Das einzige Champagnerhaus der Welt,
welches seit Jahren genaueste Versand-
ziffern veröffentlicht, ist:*

MOËT & CHANDON

Epemay

gegründet 1743



Quod erat
demonstrandum

Beliebteste Marke:

White Star „Sec“

*Frangösisches
Erzeugnis*